

Joist Grolle

Ein Stachel im Gedächtnis der Stadt

Der Abriss des Hamburger Doms

aus:

Das 19. Jahrhundert

Hamburgische Kirchengeschichte in Aufsätzen, Teil 4 (Arbeiten zur Kirchengeschichte Hamburgs, Band 27). Herausgegeben von Inge Mager. Hamburg: Hamburg University Press, 2013.

S. 125–180

Impressum und Bildnachweis

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die Online-Version dieser Publikation ist auf den Verlagswebseiten frei verfügbar (*open access*).

Die Deutsche Nationalbibliothek hat die Netzpublikation archiviert. Diese ist dauerhaft auf dem Archivserver der Deutschen Nationalbibliothek verfügbar.

Online frei verfügbar über die folgenden Webseiten:

Hamburg University Press –

http://hup.sub.uni-hamburg.de/purl/HamburgUP_AKGH27

Archivserver der Deutschen Nationalbibliothek – Recherche und Zugriff über

<https://portal.dnb.de/>

ISBN 978-3-943423-02-0 (Printausgabe)

ISSN 0518-2107 (Printausgabe)

© 2013 Hamburg University Press, Verlag der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg
Carl von Ossietzky, Deutschland

Produktion: Elbe-Werkstätten GmbH, Hamburg, Deutschland

<http://www.elbe-werkstaetten.de/>

Abbildung auf Schutzumschlag und Buchdecke: Der Hamburger Brand von 1842; Verwendung mit freundlicher Genehmigung des Verlages Agentur des Rauhen Hauses Hamburg.
2012

Abb. 1–21: Staatsarchiv Hamburg, Plankammer

Veröffentlicht mit Unterstützung der Nordelbischen Ev.-Luth. Kirche, der Ev.-reformierten Kirche in Hamburg, der Johanna und Fritz Buch-Gedächtnis-Stiftung und der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung

Inhalt

Vorwort	7
<i>Inge Mager</i>	
Einleitung	9
<i>Hans Georg Bergemann</i>	
Staat und Kirche in Hamburg während des 19. Jahrhunderts (1848–1874)	27
<i>Johann Anselm Steiger</i>	
Matthias Claudius' Beitrag zur metakritischen Aufklärung	75
<i>Franklin Kopitzsch</i>	
Matthias Claudius, der „Wandsbecker Bothe“	111
<i>Joist Grolle</i>	
Ein Stachel im Gedächtnis der Stadt	125
Der Abriss des Hamburger Doms	
<i>Thorsten Jessen</i>	
Umstrittene Aufklärung – die theologische Auseinandersetzung um die Altonaer Bibel	181
<i>Herwarth von Schade</i>	
Das Gesangbuch der Hamburger im 19. Jahrhundert	205
<i>Stephen Pielhoff</i>	
Religiosität und Gemeinsinn	247
Über Ideal und Praxis der Armenpflege bei Ferdinand Beneke (1822–1832)	
<i>Klaus Lemke-Paetznick</i>	
Johannes Andreas Rehhoff – Nordelbier des 19. Jahrhunderts	267
<i>Hans-Martin Gutmann</i>	
Der Schatten der Liebe	297
Johann Hinrich Wichern (1808–1881)	

<i>Inge Mager</i>	
Weibliche Theologie im Horizont der Hamburger Erweckung	339
Amalie Sieveking (1794–1859) und Elise Averdick (1808–1907)	
<i>Ruth Albrecht und Regina Wetjen</i>	
„Eine imposante, gewinnende Erscheinung“	377
Die Evangelistin Adeline Gräfin von Schimmelmann (1854–1913)	
<i>Claudia Tietz</i>	
Die Straßenmissionarin Bertha Keyser (1868–1964)	419
<i>Harald Jenner</i>	
Jerusalem-Arbeit im 19. und 20. Jahrhundert	441
<i>Ingo Sengebusch</i>	
Die Reformierten in Hamburg	483
Ein Längsschnitt durch die Geschichte von ihren Anfängen bis zum Jahre 2012	
<i>Holger Wilken</i>	
Katholische Bevölkerung und katholische Gemeinden im Raum Hamburg	567
Größe und Zusammensetzung 1750–1866	
<i>Peter Wiek</i>	
Die Harvestehuder Johanniskirche	587
Ein repräsentatives Bauwerk der Neugotik	
Auswahlbibliographie	597
Personenregister	611
Bildnachweis	628
Beitragende	630
Hamburgische Kirchengeschichte in Aufsätzen – bisher erschienene Bände ...	634

Ein Stachel im Gedächtnis der Stadt

Der Abriss des Hamburger Doms^{*}

Joist Grolle

Ende des Jahres 1947 brachte die Zeitschrift „Baurundschau“ ein Hamburg-Sonderheft heraus, in dem beschrieben wird, vor welchen städtebaulichen Problemen die vom Krieg in eine Trümmerlandschaft verwandelte Stadt stand. Unter den beigegebenen Abbildungen befindet sich ein durch eine Montagezutat auffälliges Photo: Es zeigt im Zentrum der Stadt die Ruine des alten Johanneums; darüber erhebt sich, wie von Geisterhand eingezeichnet, der Umriß des 1806 abgerissenen Doms.¹

Die Dom-Reminiszenz war nicht aus der Luft gegriffen. Die Sprengkraft der Bomben hatte das 1840 auf dem ehemaligen Domgelände errichtete Gebäude des Johanneums zerstört und zum ersten Mal wieder jene Bodenschicht ans Licht gebracht, die einst den Vorgängerbau, den mittelalterlichen Dom, getragen hatte. Für alle mit der Geschichte der Stadt Vertrauten war damit eine alte Schmerzstelle freigelegt. Der Abriss des Doms – dieses lange zurückliegende Ereignis war nie ganz in Vergessenheit geraten. Wieder und wieder war der spektakuläre Vorgang von den Nachlebenden memoriert worden. Dabei ging es sehr bald um mehr als das Ereignis selbst. Der Domabriss diente als Exempel für eine Grundfrage, vor der die Stadt seit den Tagen der Aufklärung stand: Traditionswahrung oder Modernisierung, Erhaltung oder Abriss? Vor diesem Hintergrund ist der über den Trümmern des Zweiten Weltkriegs imaginierte Umriß des Doms zu lesen.

^{*} Aus: ZHG 84. 1998, S. 1–50.

¹ Bernhard Hopp, Über denkmalpflegerische Probleme beim Wiederaufbau Hamburgs. In: Baurundschau 37. 1947 (Hamburg-Sonderheft), S. 122.

Er ist ein Kryptogramm, das an das städtebauliche Gewissen Hamburgs rührt.

Welche Gründe führten einst zu dem Entschluss, den traditionsreichen Dom dem Erdboden gleich zu machen? Wie sah das Urteil späterer Generationen aus und welchen Wandlungen war es unterworfen? Nicht zuletzt: Welche Bedeutung hat der Domabriss für das Selbstbild der Stadt gewonnen?

Eine kirchliche Enklave wird zur Immobilie

Über Jahrhunderte hatte der Hamburger Dom eine der Ratsgewalt entzogene kirchliche Enklave mitten in der Hansestadt gebildet. Daran hatte auch die Reformation nichts geändert, die den Dom zu einer Stätte lutherischer Lehre gemacht, nicht aber seine Exterritorialität innerhalb der Stadt beseitigt hatte. Der Sonderstatus des Doms hatte sich sogar noch verfestigt, seit die Oberhoheit über das einst dem Erzbistum Bremen zugehörige Domkapitel zunächst auf das Königreich Schweden, dann seit 1719 auf das Kurfürstentum Hannover übergegangen war. Erst im Gefolge des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 wurde der Dombezirk als eigenständiges Immunitätsgebiet aufgehoben und der Stadt inkorporiert.²

Nur wenige Monate, nachdem der Dom Hamburg zugesprochen war, brachte der Rat gegenüber der Stadtkämmerei den dringlichen Wunsch zum Ausdruck, diese *Akquisition* so nutzbar zu machen, als es die Lage der Verhältnisse irgend gestatte. Der Wink wurde verstanden. *Die Abbrechung der Kirche*, so wird im Kämmereiprotokoll als Wille des Rates festgehalten, sei *ohne Zweifel dem Interesse der Stadt am angenehmsten*.³ Man versprach sich von einer solchen Lösung nur Vorteile. Von der Stadtkasse konnten hohe Bauunterhaltungskosten abgewandt werden. Überdies hoffte man durch den Verkauf von Glocken, Orgel, Inventar und Mauersteinen einen über die Abbruchkosten hinausgehenden Erlös zu erzielen. Die freigeräumte

² Franz Otto, Die rechtlichen Verhältnisse des Domstiftes zu Hamburg von 1719 bis 1802 (AKGH 6). Hamburg 1962.

³ Kai Mathieu, Der Hamburger Dom. Untersuchungen zur Baugeschichte im 13. und 14. Jahrhundert (1245–1329) und eine Dokumentation zum Abbruch in den Jahren 1804 bis 1807 (Mitteilungen aus dem Museum für Hamburgische Geschichte N. F. 8). Hamburg 1973, S. 132.

Grundstücksfläche konnte teils an Private veräußert, teils für einen öffentlichen Platz genutzt werden. Nicht zuletzt: Ein rascher Abriss schuf vollendete Tatsachen und beugte einer nicht für ausgeschlossen gehaltenen späteren Restitutionsforderung der hannoverschen Regierung vor.

Die politische Abwicklung der „Dom-Immobilie“ verlief so geräuschlos, dass es schwer fällt zu glauben, erst die von Napoleon ausgelöste Säkularisierungswelle habe die Begehrlichkeit der Stadt geweckt. In der Tat, nähere Nachforschung zeigt, dass es längst vor napoleonischen Zeiten Überlegungen gegeben hatte, das Domstift in städtischen Besitz zu überführen. Das Hamburger Staatsarchiv verwahrt einen um 1772 entstandenen *Plan, den Dom an die Stadt zu bringen*.⁴ Darin wird von einem nicht genannten Ratsvertrauten vorgeschlagen, das gesamte Objekt für 70.000 Mark Banco der Regierung in Hannover abzukaufen. Dies sei, so heißt es, *nicht zu teuer gekauft, weil man sodann manches Verdrusses überhoben und manche neue Einrichtungen darin machen könnte, welche der Stadt wiederum Vorteile brächten*. Solche Argumentation zielte nicht geradezu auf einen Domabriss, fanden doch in dem Kirchengebäude noch regelmäßig Gottesdienste statt, an die zu rühren einer protestantischen Obrigkeit nicht anstand. Wohl aber ging es um eine bessere Ausnutzung des im eng gedrängten Stadtkern gelegenen Dombezirks insgesamt. Der unbekannte Autor rät zu diskreter Behandlung, Vorsicht sei insbesondere geboten, da die städtischen Kollegien Bedenken wegen der Aufbringung der Kaufsumme haben könnten. Aus diesem Grunde mag denn auch der detaillierte Vorschlag im Rathaus vorerst verworfen worden sein.

1780 griff das Kapitel den Gedanken auf, die Domkirche mit allen dazu gehörigen Gebäuden an die Stadt zu verkaufen. Diesmal kam die Abwehr von der kurfürstlichen Administration in Hannover. Die Personalunion mit England brachte mit sich, dass wichtige Entscheidungen in London zu genehmigen waren. Im vorliegenden Fall erschien die Zustimmung offensichtlich unsicher und so erhielt das Kapitel seinen Vorschlag aus Hannover mit dem Bemerken zurück *wie wir uns nicht getrauen solchen an Königl. Ministerium zu bringen*.⁵ Immerhin, die Vorstöße von 1772 und 1780 beweisen, dass die Domübernahme längst in den Köpfen umging, bevor sie realisiert wurde. Das Domkapitel selbst hatte sich zuzuschreiben, dass sein Ver-

⁴ StA Hbg, 512-1 Dom 169.

⁵ Gustav Apel, Die Güterverhältnisse des hamburgischen Domkapitels. Hamburg 1934, S. 126.

hältnis zum Rat der Stadt sich verschlechterte. Ein besonderes Ärgernis war, dass das Kapitel unter Mißbrauch seiner Abgabefreiheit einzelnen Bürgern Steuerschlupflöcher bot. Hinzu kam, dass man mitansehen musste, wie die Domherren wertvollen Grundbesitz im Zentrum der Stadt brach liegen ließen. Die Kritik an diesem Zustand fand 1782 öffentlichen Ausdruck. Die in Hamburg erscheinende Zeitschrift „Journal aller Journale“ publizierte ein Spottbild, in dem der Verfall von Häusern auf dem Domgelände als Übelstand offen angeprangert wurde.⁶

Der Verlust an Reputation setzte sich fort, als das Kapitel im Jahre 1784 dem Drängen der hannoverschen Regierung nachgab und die Dombibliothek zu Schleuderpreisen verkaufte.⁷ Der kostbare Bestand war im Remter des Doms allen Interessierten öffentlich zugänglich gewesen, jetzt wurden die für die Stadtgeschichte unersetzlichen alten Handschriften und Drucke in alle Winde verstreut. Damit war nicht nur ein erster Schritt zum Ausverkauf getan, sondern auch ein Band durchschnitten, das bisher Dom und Stadt verbunden hatte.

Einen an Selbsterstörung grenzenden Akt vollzog das Domkapitel, als es den Predigtendienst zur Einsparposition herabwürdigte. Die Gelegenheit dazu bot der Tod des Dompredigers Moldenhauer am 8. April 1790. Statt die Stelle neu zu besetzen, zogen die Domherren eine kostengünstigere Lösung vor. Man schränkte die Zahl der Predigten drastisch ein und übertrug die so reduzierten pastoralen Aufgaben Theologiekandidaten, die mit einem bescheidenen Entgelt zufrieden waren.⁸ Schon immer hatte der Gottesdienstbesuch im Dom hinter dem der Hauptkirchen in den Stadtsprengeln zurückgelegen, jetzt schrumpfte er vollends zusammen. Der gemeindelose Dom wurde zur Kirche ohne Auftrag. In den Augen der Zeitgenossen war seither der entscheidende Grund entfallen, der noch Respekt vor dem alten Gotteshaus hätte rechtfertigen können.

⁶ StA Hbg, Plankammer 131-5 = 3/262.

⁷ Gustav Apel, Die Dombibliothek und ihr Verkauf im Jahre 1784. In: Hamburgische Geschichts- und Heimatblätter 11. 1939, S. 165ff.

⁸ Wilhelm Jensen, Die hamburgische Kirche und ihre Geistlichen seit der Reformation. Hamburg 1958, S. 39.

Im Schatten der Revolution

Der Verdruss über den Dom erhielt eine neue Qualität, als die Ideen der Französischen Revolution die Öffentlichkeit aufrührten. Zeugnis davon gibt die „Topographisch-politisch-historische Beschreibung der Stadt Hamburg“, die der renommierte Schriftsteller Jonas Ludwig von Heß herausbrachte. Im ersten Band von 1787 hatte der Autor bei der Vorstellung des Doms noch mit politischem Urteil zurückgehalten. Ganz anders in dem 1792 erschienenen zweiten Band. Heß setzt jetzt die Geschichte der Stadtrepublik scharf ab von den Zeiten bischöflicher und landesherrlicher Machtausübung. Polemisch schreibt er: *Beides hat mit dem hamburgischen Staat nichts gemein, war und ist vom Geist seiner Verfassung so verschieden, als der tote Moder des verfallenen Domgemäuers von dem regen, lebendigen Gewühle der Stadt absticht.*⁹ In der Freiheitsgeschichte Hamburgs, so Heß, hat der Dom keinen Platz, er steht für das *Fremde, Beigemischte*.¹⁰

Im selben Jahr, in dem Heß den zweiten Band seiner Topographie publizierte, wurde in Hamburg auf Anregung des Gesandten der französischen Republik Lehoc eine „Lesegesellschaft“ gegründet.¹¹ Die 200 Mitglieder trafen sich in einem am „Neuen Wall“ gemieteten Haus, wo man politische Meinungen austauschen und die neuesten Pariser Zeitungen lesen konnte. Die Gesellschaft kam bald in den Ruf, ein jakobinisches Zentrum zu sein. Die alarmierten diplomatischen Vertreter Preußens und Österreichs wurden beim Rat vorstellig, der seinerseits bei der Gesellschaft intervenierte. Als deren Präsident Georg Heinrich Sieveking sich daraufhin in den letzten Tagen des Jahres 1792 zur Selbstaflösung der Gesellschaft entschloß, kam es zu einem bizarren Nachspiel. Auf der Suche nach einem Ausweichquartier, wo man sich verdeckt weiterhin treffen konnte, verfielen einige Mitglieder der Lesegesellschaft auf ein Haus in dem der städtischen Hoheit entzogenen Dombezirk. Noch ehe eine Zusammenkunft hätte stattfinden können, war ein vorauseilendes Gerücht bereits bis zu der zuständigen Obrigkeit in Hannover gedrungen. Unter dem Datum des 7. Januar 1793 er-

⁹ Jonas Ludwig von Heß, *Hamburg topographisch, politisch und historisch beschrieben*. 2. Teil. Hamburg 1792, S. 48.

¹⁰ Ebd., S. 47.

¹¹ Walter Grab, *Norddeutsche Jakobiner. Demokratische Bestrebungen zur Zeit der Französischen Revolution* (Hamburger Studien zur neueren Geschichte 8). Hamburg 1967, S. 25–34.

ging von dort sogleich ein Mandat, das dem Domkapitel strikt verbot, etwaige Zusammenkünfte der *nach jacobinischen Grundsätzen formierten Gesellschaft der sogenannten Freiheit und Gleichheit* zu dulden.¹²

Es hätte solcher Anweisung gewiss nicht bedurft, mussten doch die Domherren ein eigenes Interesse haben, ihr Terrain von gefährlichen Umtrieben frei zu halten.

Das altgotische Gebäude des Reiches kommt ins Wanken

Für den Augenblick war das Gespenst des Umsturzes verscheucht, aber der Blick hinüber nach Frankreich drängte die Frage auf, wie lange in Deutschland die altertümliche reichsständische Verfassung mit ihren vielen historischen Nischen Bestand haben würde. Der in Altona lebende Herausgeber des „Niedersächsischen Merkur“, Friedrich Wilhelm von Schütz, prophezeite gegen Ende des Jahres 1792: *Ich glaube, das folgende Jahr geht mit großen Dingen schwanger – das deutsche altgotische Gebäude ist von der alles fressenden Zeit zernagt.*¹³ Schütz überschätzte den Zeitschub, gleichwohl sind seine die Entwicklung antizipierenden Metaphern aufschlussreich. Er setzt das Bild vom „*altgotischen Gebäude*“ ein, um die Gebrechlichkeit des Alten Reiches zu charakterisieren. Die gotisch-mittelalterliche Architektur ist ihm zum Synonym für den Anachronismus der politischen Ordnung geworden.

Derselben Bildsprache bediente sich im August 1792 der in Mainz schreibende Georg Forster. Mit einiger Ironie spricht er von dem *ehrwürdigen gotischen Denkmal unserer Reichsverfassung*,¹⁴ allerdings hält er den Bau zu diesem Zeitpunkt noch nicht für einsturzgefährdet. Mit letzterer Einschätzung sollte Forster vorerst recht behalten – mehr als ihm lieb war. Schon wenige Monate, nachdem unter dem Beifall der Mainzer Jakobiner französische Truppen in die alte Domstadt am Rhein eingezogen waren, mussten die Revolutionssoldaten vor der Übermacht preußischer Belagerer kapitulieren. Der Kurfürst von Mainz, zugleich Erzkanzler des Reiches,

¹² StA Hbg, 512-1 Dom 128.

¹³ W. Grab, Jakobiner (Anm. 11), S. 29.

¹⁴ Georg Forster, Erinnerungen aus dem Jahr 1790 (geschrieben 1792). In: Georg Forster, Werke in vier Bänden. Hg. von Gerhard Steiner. Bd. 3. Leipzig 1971, S. 457.

nahm von der rückeroberten Stadt wieder Besitz. Das *altgotische Gebäude des Reiches* war ein letztes Mal stabilisiert.

Der Aufschub hielt nur kurz vor. Das Jahrhundert war noch nicht abgelaufen, da sah sich Österreich unter dem Druck napoleonischer Siege in den Geheimartikeln des Friedens von Campoformio gezwungen, die territoriale Integrität des Reiches preiszugeben. Frankreich wurde zugestanden, seine Grenze bis an den Rhein vorzuschieben. Zur Kompensation wurde vorgesehen, alle im Reichsverband existierenden geistlichen Herrschaften und Immunitätsbezirke aufzuheben und den weltlichen Machträgern in Deutschland zuzuschlagen. Nach zähen Verhandlungen wurde im Reichsdeputationshauptschluss von 1803 im Einzelnen nachvollzogen, was 1797 in Campoformio zwischen Frankreich und Österreich im Grundsatz vereinbart worden war.

Die Auswirkung der Säkularisation auf das Hamburger Domkapitel war nur eine Marginalie. Ungleich einschneidender waren die Beschlüsse von 1803 für die Territoriallandschaft in Süd- und Westdeutschland. Die Zahl der betroffenen kirchlichen Einrichtungen war Legion. Nicht immer allerdings wurden die Umsetzungsmaßnahmen widerspruchlos hingenommen. Als auf die Abbruchliste selbst berühmte Wallfahrtsstätten wie die Wies-Kirche oder die Stiftskirche Rottenbuch gerieten, kam es zu heftigen Protesten, die die Zerstörung verhinderten.¹⁵ Weniger Schutz in der Volksfrömmigkeit fanden die Mönchsorden. Allein in Bayern wurden 300 Klöster aufgehoben und ihr Besitz dem Staatsfiskus zugeführt. Ein Großteil der Gebäude wurde samt Gotteshäusern abgerissen, darunter ein Juwel wie die von Balthasar Neumann entworfene Benediktinerkirche Münsterschwarzach in Unterfranken oder die reich ausgestattete Benediktinerabtei Wessobrunn in Oberbayern.¹⁶

Triumphierend stellte der für die bayerische Enteignungsaktion zuständige Exekutor, Freiherr von Aretin, rückblickend fest: *Zwischen gestern und heute stand eine Kluft von tausend Jahren ... von heute an datiert eine Epoche der bayerischen Geschichte, so wichtig, als in derselben bisher noch keine zu finden*

¹⁵ Glanz und Ende der alten Klöster. Säkularisation im bayerischen Oberland 1803. Hg. von Josef Kirmeier und Manfred Tremml (Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur 21/91). München 1991, S. 117.

¹⁶ Ebd., S. 80.

war.¹⁷ Man kann an solchem hybriden Urteil ermessen, wie tief insbesondere in den katholischen Regionen Deutschlands der von der Säkularisation bewirkte Traditionsbruch war. Mit Recht haben spätere Historiker von einer „Kulturrevolution“ gesprochen.

Die Liquidation des Doms

Im protestantischen Hamburg sahen sich die Dinge weniger dramatisch an. Die lutherischen Domherren waren in erster Linie Pfründeninhaber, und seit nicht einmal mehr die Stelle des Dompredigers besetzt war, konnte die Säkularisation kaum mehr als tiefer Einschnitt empfunden werden. Selbst der Beschluss, den Dom abzureißen, führte zu keinen kirchlichen Protesten. 1804, am 3. Sonntag nach Trinitatis, hielt der Theologiekandidat Peter August Lossau vor einer Schar letzter Besucher den Abschiedsgottesdienst. Die „Hamburgischen Neuen Nachrichten“ berichteten von *Rührung und Erbauung* unter den Zuhörern; überliefert ist, die Predigt habe mit einer *kurzgedrängten Geschichte des Doms* geschlossen.¹⁸

Im Rat bestand Klarheit darüber, dass bei einem Abbruch des Kirchenkomplexes zwei Bedingungen zu erfüllen waren: Die Versorgungsansprüche der Domherren waren finanziell abzulösen und die Gebeine der im Dom Bestatteten mussten exhumiert werden. Das erste Erfordernis ließ sich ohne Verzug regeln, indem jedem der zwölf Domherren lebenslang eine auskömmliche Rente zugesichert wurde.¹⁹

Weniger rasch war die „Translocierung der Begräbnisse“ zu bewerkstelligen. Dringend abzuraten sei, so der vom Rat bestellte Gutachter, bereits vor der Exhumierung mit der Abtragung des Doms zu beginnen:

¹⁷ Ebd., S. 81.

¹⁸ K. Mathieu, Dom (Anm. 3), S. 155f. – Beschreibung des Dohms in Hamburg, seiner Entstehung, vielmaligen Zerstörung und Abbrechung. Hamburg 1805, S. 16. – Zur Person von Lossau: Hans Bruhn, Die Kandidaten der hamburgischen Kirche von 1654 bis 1825. Hamburg 1963, S. 269.

¹⁹ Karl Veit Riedel, Friedrich Johann Lorenz Meyer 1760–1844. Ein Leben in Hamburg zwischen Aufklärung und Biedermeier (Veröffentlichungen des Vereins für Hamburgische Geschichte 17). Hamburg 1963, S. 72. – G. Apel, Güterverhältnisse (Anm. 5), S. 127ff.

Der herunterfallende Bauschutt würde manchen Leichenstein zerschmettern und die darunter stehenden Särge zertrümmern. Welcher moralische Verstoß (man erlaube mir dieses auszuführen) würde dadurch in unseren hochkultivierten Zeiten entstehen! Die Gebeine der verstorbenen Anverwandten und Freunde sind bei allen Menschenklassen, wenigstens bei den mehrsten, noch immer (wie die Erfahrung lehrt) in hochgeehrtem Andenken. Ihre Mißhandlung würde sehr üble Sensation, wohl gar Erbitterung erzeugen.²⁰

Der Rat verschloss sich solchen Argumenten nicht und so wurde denn viel Mühe darauf verwandt, in Hinsicht der Toten unnötiges Ärgernis zu vermeiden. Man wartete zu, bis auch die letzte Grabkammer geleert war. Insgesamt, so schätzte der Kämmererordnete Paul Amsinck nach Abschluss der Exhumierungsaktion, seien die Überreste von 25.000 Leichen geborgen worden. Soweit nicht auf besonderen Wunsch Einzelüberführungen stattgefunden hatten, waren die Gebeine in ca. 300 Fässern auf Karren zum Michaelisfriedhof vor dem Dammtor verbracht und dort neu bestattet worden.²¹ Der Pietät war damit Genüge getan.

Im Mai 1805 war es so weit. Zuerst wurden die Glocken heruntergelassen. Anschließend begann man, Stück um Stück zuerst die Turmspitze und dann das Mauerwerk des Doms abzutragen. Von einer Sprengung hatte man im Interesse der öffentlichen Sicherheit Abstand genommen. Parallel zu den fortschreitenden Abbrucharbeiten wurde in den folgenden Monaten regelmäßig über Termine informiert, zu denen noch verwertbare Materialien und Gegenstände ausgebaut wurden. So war, um nur ein Beispiel herauszugreifen, im Sommer 1805 in der Zeitung zu lesen:

Den 11. Juli des Vormittags um 10 Uhr soll in der ehemaligen Domkirche öffentlich an die Meistbietenden verkauft werden: einige marmorne und hölzerne Figuren, marmorne Säulen mit Kapitälern und Bruchstücke von Gesimse, gemaltes Fensterglas, ein gutes brauchbares Dielen Comtoir, Tische, Schränke, das Holz vom Chorlektor und Treppe und Gestühl, unterschiedliche Totenbahnen, etwas altes Eichen Holz, nebst einigen Grabsteinen und sonstige Sachen mehr. Acht Tage vor dem Verkauf kann alles zum Besehen angewiesen werden, wenn man sich in der Turmtüre meldet.²²

²⁰ K. Mathieu, Dom (Anm. 3), S. 139.

²¹ Ebd., S. 179.

²² Ebd., S. 183f.

Es brauchte fast zwei Jahre, bis alles Verkaufbare verkauft, das Bauwerk selbst bis herunter zu den Grundmauern ausgelöscht war. Erst gegen Ende 1806 war die Mühsal beendet. Anstelle des Doms klaffte jetzt mitten in der Stadt eine große, zum Teil noch mit Schuttresten belegte Ödfläche. An Baumaßnahmen zur Gestaltung eines öffentlichen Platzes – wie ursprünglich geplant – war vorerst nicht zu denken. Die eben noch blühende Wirtschafts- und Finanzkraft Hamburgs hatte inzwischen mit Verhängung der Kontinentalsperre schweren Schaden genommen, dazu war die Stadt seit November 1806 von französischen Truppen besetzt.

Kunstunverstand?

Im 20. Jahrhundert hat man über die Zerstörung des Hamburger Doms vor allem aus der Sicht der Kunsthistoriker befunden. Entsprechend fielen die Verdikte über den Kunstunverstand derjenigen aus, die einst den Abriss gebilligt oder hingenommen hatten. Wenn wir dagegen in unserer Darstellung das Kunstinteresse zunächst hintangestellt haben, so deshalb, weil es nach Auskunft der Quellen offensichtlich nicht im Vordergrund der zeitgenössischen Urteilsbildung in Sachen Abriss stand. Es wäre jedoch abwegig anzunehmen, man habe das Erscheinungsbild des Doms in seiner architektonischen Besonderheit nicht wahrgenommen – man nahm es nur anders wahr, als spätere Generationen es gewünscht hätten.

Richtig ist, schon vor dem Abriss erschien den Hamburgern die Architektur ihres Doms „antiquiert“. Bei der Frage, seit wann dies so war, stößt man auf ein architekturgeschichtliches Epochendatum der Hansestadt, die Einweihung der neuen St. Michaeliskirche im Jahre 1762. Die Modernität dieses ungewöhnlich großen Gotteshauses, dessen Gestalt rationalistische Distanz mit raumgreifender Dynamik verband, setzte in Hamburg vom ersten Tage an einen neuen Maßstab. Alle anderen öffentlichen Gebäude der Stadt erschienen plötzlich gealtert, um nicht zu sagen überaltert. Charakteristischen Ausdruck gab dem gewandelten Architekturempfinden Johann Peter Willebrand in seinem 1775 veröffentlichten „Grundriß einer schönen Stadt“. Der Verfasser nimmt einen gedachten Besucher Hamburgs an die Hand und führt ihn in die Michaeliskirche mit der Empfehlung: *So*

kommen Sie gleichsam in eine neue Welt der Baukunst.²³ Dagegen stellt er Monumente gotischer Bauart wie den Dom und das Rathaus als Zeugnisse einer überholten Epoche vor.

Soweit es die Stadtregierung anging, zog sie bereits wenig später erste Konsequenzen: 1786 beschloß der Rat die *Wegnehmung der altväterlichen Verzierungen* aus dem Rathaus, was im Ergebnis auf eine Entgotisierung hinauslief.²⁴ Unverändert blieb es demgegenüber bei dem anstößig gewordenen gotischen Erscheinungsbild des Doms – und das bis über die Schwelle des neuen Jahrhunderts hinweg.

Wie sehr sich das Urteil über solche „Relikte“ inzwischen verschärft hatte, ist an den 1801 erschienenen „Briefen über Hamburg und Lübeck“ von Garlieb Helwig Merkel abzulesen: *Hamburg hat, glaube ich, zwanzig Kirchen; nur einige wenige davon sind neu und geschmackvoll, vorzüglich die Michaelis-Kirche; die übrigen zeigen deutlich, daß es die zehnte oder die fünfzehnte Generation vor uns war, die sie ihren Urenkeln auftürmte: es sind ungeheure, dunkle, fürchterliche Höhlen, die Schaudern einflößen. Die älteste unter ihnen ist der Dom, der im Jahre 1106, wie er izt noch dasteht, erbaut wurde.*²⁵

Der Autor kann sich nicht genug tun, das Gruseln auszumalen, das ihn beim Besuch des Gebäudes überkam. Sarkastisch stellt er seiner Schilderung die Worte voran: *Der vergängliche Mensch sollte nicht Unvergängliches stiften wollen. Wo es ihm gelingt, mit ungeheurem Aufwände etwas zu schaffen, das ihn um einige Jahrhunderte überlebt, hat er seinen Enkeln meistens etwas in den Weg gestellt, das sie mit spöttischem Lächeln oder gar mit Widerwillen betrachten, und mit großen Kosten fortschaffen müssen.*²⁶ – Gewiss, der Schreiber dieses Schmähtextes war kein Eingesessener. Merkel war Balte und urteilte aus der Perspektive des Reisenden. Aber vieles von dem, was er zu Papier brachte, entsprach den Stereotypen, die ihm von den Ortsansässigen entgegengebracht wurden.

²³ Johann Peter Willebrand, Grundriß einer schönen Stadt. Bd. 1. Hamburg und Leipzig 1775, S. 86.

²⁴ Heinrich Reincke, Hamburgs Rathäuser. In: Heinrich Keincke, Forschungen und Skizzen zur Hamburgischen Geschichte (Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Hansestadt Hamburg 3). Hamburg 1951, S. 84.

²⁵ Garlieb Helwig Merkel, Briefe über Hamburg und Lübeck. Leipzig 1801, S. 40.

²⁶ Ebd., S. 39.

Domherr Meyer nimmt Abschied von einem „Denkmal des Altertums“

Den Ausschlag für die Zerstörung des Doms hat mit Sicherheit nicht das zeitgenössische Kunsturteil gegeben, aber es lieferte auch keine Motivation, für die Erhaltung des Bauwerks zu kämpfen. Nichts könnte dies besser belegen als die Schrift, die der Domherr Meyer nach Bekanntwerden der Abrissabsicht verfasste: „Blick auf die Domkirche in Hamburg“ (Hamburg 1804). Friedrich Johann Lorenz Meyer galt in der Hansestadt als Autorität in Kunstfragen, ein Ruf, den er mit seiner Publikation zu festigen wusste.²⁷

Doch mit so viel Kenntnis er das Porträt des Doms zeichnete, er widersprach nicht den von der Stadt vorgetragenen Gründen für den Abriss: *Der Plan zur Wegräumung der Domkirche ist gefaßt und entworfen ... Die Vorteile, welche für den Staat, bei der jetzigen Beengung der Stadt, und dem daraus entstehenden Mangel an freien und Bauplätzen, aus der Wegräumung des kolossalen, an sich nutzlosen Kirchengebäudes zur Benutzung entstehen werden, sind einleuchtend.*²⁸ Wenn der Domherr gleichwohl Wehmut empfand, dann nicht des architektonischen Verlustes wegen, vielmehr bewegten ihn geschichtliche Erinnerungen, die mit dem ehrwürdigen Bau verbunden waren. Vor seinem Auge standen die vielen Generationen, die darin ein- und ausgegangen waren – im Gedanken an sie lud er die Leser zu einem letzten Gang durch den Dom ein: *Fürwahr, diese alten von der Zeit vieler vorübergegangenen Geschlechter dunkelgefärbten Gewölbe verdienen es wohl, daß wir, ehe sie sinken, noch einmal unter ihnen verweilen ...*²⁹

Was den Abriss betraf, so plädierte der Verfasser dafür, einzig eine große Halle an der Nordseite der Kirche zu verschonen. Das in neueren Zeiten von den Tischlern als Schranklager genutzte Gebäude (daher „Schappendom“ genannt, von niederdeutsch „Schapp“ – Schrank) schien dem Domherrn sowohl der Schönheit wie der räumlichen Verwendbarkeit wegen erhaltenswert – eine Überlegung, die vom Rat freilich nicht geteilt wurde. Von dieser Differenz abgesehen, stimmten Domherr und Rat darin

²⁷ K. V. Riedel, Meyer (Anm. 19).

²⁸ Friedrich Johann Lorenz Meyer, Blick auf die Domkirche in Hamburg. Nachdruck der Ausgabe Hamburg 1804 mit einem Vorwort von Kai R. Mathieu. Hamburg 1980, S. 36.

²⁹ Ebd., S. 6.

überein, dass angesichts einer neuen, nach Schlichtheit und klassischen Proportionen strebenden Architektur den *gotischen Ungestalten*³⁰ nicht nachzutrauern sei.

Die Schrift des Domherrn war bereits im Druck, als ein Eklat den Autor noch zu einem Nachtrag veranlasste. Im Juli 1804 waren Gassenjungen unbemerkt in die gottesdienstlich bereits nicht mehr genutzte, zum Abriss freigegebene Kirche eingedrungen und hatten unter anderem im Domarchiv einige Zerstörung angerichtet. Der Domherr unterließ nicht, dem Publikum seine Entrüstung über die Aktion des *Pöbels* mitzuteilen.³¹ Kein Wort darüber, dass erst die vorangegangenen Beschlüsse die Plünderer zu ihrem Vorgehen ermutigt hatten.

Wahrnehmung durch Zeitgenossen

Der Abrissvorgang spiegelt sich in den Ratsakten. Doch sie zu befragen genügt nicht; sie geben nur Auskunft aus der Sicht der Stadtregierung. Wie aber haben die zuschauenden Zeitgenossen reagiert? Welches Interesse nahmen sie an dem Geschehen? Welche Empfindungen hatten sie bei dem Anblick des langsam in einen Steinhaufen sich verwandelnden Doms?

Erste Antworten können Bilder geben, die von zwei Zeitgenossen stammen: ein Kupferstich von Abbé Laud und die zahlreichen Federzeichnungen, Aquarelle und Radierungen von Jess Bundsen.

Laud war im dänischen-holsteinischen Wandsbek Geistlicher an der dortigen katholischen Kapelle.³² Zeichnerisch mäßig begabt, unternahm er es, verschiedene Aspekte des Abrisses in einem einzigen Blatt darzustellen.³³ Der Blickpunkt ist von Norden gewählt: Man sieht vom Domfriedhof aus durch die aufgerissenen Wände sowohl des Schappendoms wie des Hauptgebäudes, darüber erhebt sich die erst teilweise abgedeckte Turm-

³⁰ Friedrich Johann Lorenz Meyer, Über den gegenwärtigen Zustand der bildenden Künste in Hamburg. Hanseatisches Magazin, Bd. 1, H. 1 1799, S. 245. – Carl Schellenberg, Die Kunstauffassung des Klassizismus in den Schriften des Domherrn Meyer. In: ZHG 30. 1929, S. 162f.

³¹ F. J. L. Meyer, Domkirche (Anm. 28), S. 96ff.

³² Zur Person von Laud: Hamburgisches Künstler-Lexikon. Hamburg 1854. S. 140.

³³ StA Hbg, Plankammer 131-5 = 3/226

spitze. Im Vordergrund lagern Überreste aus dem Inneren des Doms. Man hat den Eindruck, dass der Stecher bei der Wiedergabe des vorgefundenen Zustands sich aus didaktischen Gründen eine gewisse Freiheit nimmt. In seiner Erläuterung räumt er selbst eine Abweichung ein: Im Ostchor findet sich der zweistufig erhöhte Sockel eingezeichnet, der den Hauptaltar getragen hatte. Obwohl der Untersatz zu diesem Zeitpunkt bereits entfernt war, hält das Blatt zur besseren Orientierung noch den Altarstandort fest.³⁴ Im übrigen zeugt die Bildgestaltung von Interesse für die den Domnachlass inspizierenden Käufer. Einer von ihnen ist in Hut und Gehrock zu sehen, wie er, auf einen Spazierstock gestützt, eine ausgediente, an eine Kirchenwand gelehnte Steinplatte kritisch betrachtet. Am Bildrand deutet eine Zeile von Bürgerhäusern das städtische Umfeld an. Im Rathaus fand man Gefallen an der Darstellung und unterstützte deren Verbreitung durch eine dem Bildautor zuerkannte Ehrenmedaille. Dankbar übersandte Laud später dem Mitglied der Domheimfallskommission Syndikus von Sienen ein Exemplar seines Stichs.³⁵ Das dem Dom zugewandte antiquarische Interesse stand nicht in einem Gegensatz zur Abrissentschlossenheit der Modernisierer. Im Gegenteil: Die Rührung über Vergangenes konnte dazu beitragen, sich mit dem gewaltsamen Eingriff zu versöhnen. Solche Tendenz zu befördern, dürfte ein Anliegen des Abbé gewesen sein. In seiner Erläuterung bezieht er sich ausdrücklich auf den Domherrn Meyer, dessen Schrift den Abriss geradezu legitimierte, indem sie dem Dom ein Denkmal der Erinnerung errichtete.³⁶

Mit sehr viel größerem künstlerischen Ehrgeiz als Laud nahm sich Jess Bundsen des Dom-Themas an. Der auf der Insel Fünen geborene Däne hatte die Stockholmer Kunstakademie absolviert und war 1795 als Zeichenlehrer am Altonaer Christianeum angestellt worden.³⁷ Seither als vielseitiger Maler ausgewiesen, begriff er sogleich, welche Herausforderung seines Gestaltungsvermögens das Abbruchschauspiel in Hamburg bot. Sein erhaltenes Skizzenbuch zeigt, wie er die Aufgabe anging. Anders als Laud igno-

³⁴ Ferdinand Stöter, *Die ehemalige St. Marien Kirche oder der Dom zu Hamburg in Bildern mit erläuterndem Texte*. Hamburg 1879, S. 152.

³⁵ Ebd., S. 154–157.

³⁶ Ebd., S. 153.

³⁷ Zur Person von Bundsen: Lilli Martius, *Die schleswig-holsteinische Malerei im 19. Jahrhundert*. Neumünster 1956, S. 82–90.

riert er ganz und gar den städtischen Kontext. Sein Interesse ist vielmehr ausschließlich darauf gerichtet, das Ruinen-Motiv herauszuarbeiten und stilistisch stimmungsvoll zu akzentuieren. Die Vorstudien münden in einen Zyklus von zwölf Radierungen, deren Titel auf die Abbruchmonate Januar bis Dezember 1806 weisen.³⁸

Die Serie läßt den Fortgang des Zerstörungswerkes erkennen, ohne dass die Bilder als realistische Momentaufnahmen anzusehen wären. Jedes Blatt stellt eine Inszenierung dar, jedesmal wechselt der Blickpunkt, werden die Licht-Dunkel-Effekte anders gesetzt. Die artifizielle Auffassung wird unterstrichen durch die in die Bilder hineinkomponierten Betrachterfiguren. Sie werden variantenreich postiert, mal vor der Ruine, mal in derselben – immer so, dass sich ihnen unterschiedliche Perspektiven eröffnen. Mit heutigen Augen gesehen mag man geneigt sein, die „Monatsbilder“ als eine *chronique scandaleuse* zu lesen. Doch solche Interpretation verkennt die künstlerische Absicht. Ganz offensichtlich ging es Bundsen nicht darum, Vandalismus-Kritik zu üben, seine Intention war vielmehr, eine romantische Elegie ins Bild zu setzen.

Wie haben Mitbürger, die nicht mit Zeichenstift oder Pinsel unterwegs waren, das Geschehen wahrgenommen? Es gibt vielerlei persönliche Mitteilungen aus jener Zeit, doch sind nur wenige bekannt, die sich direkt auf das Schicksal des Doms beziehen.³⁹ Wir lassen zwei Zeugen zu Wort kommen, die ihre Eindrücke unter dem unmittelbaren Tageseindruck aufgezeichnet haben. Es handelt sich um Karl Gries und Ferdinand Beneke, beide junge Leute, die als Advokaten ihr Geld verdienten.

Karl Gries, soeben als frisch examinierter Jurist in seine Vaterstadt zurückgekehrt, berichtet seinem auswärtigen Bruder über die Vorgänge in Hamburg. Gleich in seinem ersten Brief, datiert vom 5. Mai 1805, schreibt

³⁸ Monatsbilder von Jess Bundsen, lavierte Radierungen: StA Hbg, Plankammer 131-5-3/260. – Das in dänischer Sprache abgefaßte Tagebuch Bundsens enthält ausschließlich Angaben über den Zeitaufwand beim Zeichnen sowie über Einnahmen und Ausgaben. Für sprachkundige Hilfe bei der Durchsicht bin ich Herrn Dr. Lorenzen-Schmidt dankbar (StA Hbg, 622-1, Familie Bundsen 9, Skizzen- und Tagebücher Jess Bundsens 1804–1807).

³⁹ Nicht herangezogen habe ich zum Domabriss einschlägige Erinnerungen, die deutlich später aufgezeichnet worden sind. Vgl.: Johann Georg Rists Lebenserinnerungen. Hg. von G. Poel. Bd. 2. Gotha 1880, S. 63 (geschrieben 1816–1821); ferner Wilhelm Tischbein, Aus meinem Leben. Hg. von Carl G. W. Schiller Bd. 2. Braunschweig 1861, S. 220 f. (geschrieben kurz vor 1829).

er: *Alle Straßen prangen mit neuen Gebäuden, und mehrere ganz neue Straßen sind in der Stadt und noch mehr in St. Georg entstanden. Ein hübsches Terrain wird noch gewonnen werden, wenn der Dom erst völlig abgebrochen sein wird, denn bis jetzt sind erst bloß die Kreuzgänge niedergerissen. Der Turm ist vor einigen Tagen für 25.000 Mark verkauft, die Kirche selbst aber will niemand haben, weil sie so fest gebauet ist, daß die Steine zerschlagen werden müssen.*⁴⁰

Im November kommt der Briefschreiber auf den fortschreitenden Domabriss noch einmal zurück, lobt den erfreulichen Platzgewinn und bemerkt in diesem Zusammenhang: *Überhaupt geschieht jetzt manches für die Verschönerung der Stadt und zur Bequemlichkeit der Bürger.*⁴¹

Auf einen anderen Ton stoßen wir bei Ferdinand Beneke, einem gebürtigen Bremer, der sich bereits einige Jahre vor Karl Gries in Hamburg als Advokat niedergelassen hatte. In seinem sorgfältig geführten Tagebuch findet sich ein Eintrag zum 15. August 1804, der einprägsam die dem Abriss vorangehende Ausräumung der Kirche schildert:

*Unterwegs ging ich durch den Dom, diesen Schauplatz rascher Zerstörung, denn die langsameren der Zeit waren schon längst sichtbar. Die Epitaphien, Fahnen und anderen Denkmäler wurden von und aus den Wänden gerissen, mit denen sie sich schon assimiliert hatten. Die leeren, zerrissenen, von zerbrochenen Backsteinen gleichsam blutgefärbten Wände weisagten das nahe Ende des Domes, der mir heute in seinem Notstand zum erstenmal recht interessant vorkam. Aber ich will ihm noch eine ganze Nachmittagsstunde widmen.*⁴²

Am 2. April 1805, als die Exhumierung der Leichen in vollem Gange war, notiert er: *Ich ging über den Friedhof des Doms, der nun zu einem Zerstörungsplatze geworden ist. Die Erde ist an einigen Stellen haustief abgesteckt, und der Abschnitt mit den Sarkästen, groß und klein, sieht aus wie ein durchschnittener Bienenstock.*⁴³

Besonders pointiert berichtet Beneke am 6. Mai 1805 über den beginnenden Turmabriß: *Oben unter der Stange hing ein Mensch heraus, so klein wie eine Fliege, und arbeitete, nicht einmal sichtbarlich, an dem Kolossen. Hier, dachte ich, erscheint die menschliche Kleinheit in ihrer ganzen Größe, – oder umgekehrt –, der*

⁴⁰ Heinrich Reincke, Aus dem Briefwechsel von Karl und Diederich Gries 1796 bis 1819. In: ZHG 25. 1924, S. 241.

⁴¹ Ebd., S. 243.

⁴² StA Hbg, 622-1 Beneke C 2 Mappe 6 (S. 1710).

⁴³ StA Hbg, 622-1 Beneke C 2 Mappe 7 (S. 1809).

*Koloss fällt doch am Ende von der Hand dieses Würmchens, wie der Falter durchbohrt wird von dem Nagezahn eines noch viel kleineren Insekts. Stolz hängt und schwebt er da, der Turmzwinger, gesehen von Allen!*⁴⁴

Drei Monate später ist die Bewunderung gegenüber der Zerstörungskraft des Menschen einem schwermütigen Gefühl gewichen. Unter dem 5. August 1805 lesen wir: *Aber daß aus unserer ehrwürdigen Stadt alle Ruinen der Vorzeit vertilgt werden und so nichts übrig bleiben soll als die neueren ephemeren Emporkömmlinge, das ist mir doch nicht ganz recht. Eine Ruine (Halle) ließe ich stehen und befrieden, flüchtete dahinein alle heimatlosen Reliquien des Altertums und pflanzte dann Eichen, Linden und Pappeln rundumher und an das Tor des Propyläums schreibe ich: ‚Der Vorzeit heilig‘. O mancher Gedanke würde da geboren, mancher böse unterdrückt, manches freudelosen Menschen Phantasien da gehoben werden über die Leiden der Gegenwart hinaus.*⁴⁵

Resümee: Der Kupferstecher, der Maler, die beiden Juristen – alle waren sie Augenzeugen und doch hat jeder von ihnen den Vorgang anders rezipiert. Nicht ohne Biedersinn versucht Abbé Laud mit seinem Stich sowohl das antiquarische wie das kommerzielle Dominteresse des Publikums anzusprechen. Der künstlerisch ambitionierte Bundsen läßt sich zu seinen Monatsbildern von der in ganz Europa umgehenden Ruinenromantik inspirieren. Gries huldigt in seinem brieflichen Bericht der von den Aufklärern betriebenen Stadtverschönerungspolitik. Der Tagebuchschreiber Beneke schwankt angesichts des Zerstörungswerkes zwischen Faszination und moralischer Erbauung. Keiner von ihnen stellt den Abriss in Frage – selbst der von Ferdinand Beneke erträumte Gedenkhain, nachempfunden der pappelumstandenen Grabstätte Rousseaus, zeugt eher von Melancholie als Protest.

Die Entdeckung der Gotik findet außerhalb Hamburgs statt

Während im rationalistisch-aufgeklärten Hamburg vorherrschende Meinung war, die Kunst des Mittelalters sei Ausdruck einer „barbarischen Epoche“, hatte sich anderswo längst ein Umschwung des Kunsturteils vorbereitet.

⁴⁴ Ebd., S. 1828.

⁴⁵ Ebd., S. 1872.

Einer der Vorboten solcher Neuorientierung ist der junge Goethe. Unter dem überwältigenden Eindruck des Straßburger Münsters gibt er sich 1772 Rechenschaft über das negative Vorurteil, das er bisher mit allem „Gotischen“ verbunden hatte: *Unter die Rubrik Gotisch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle synonymische Missverständnisse, die mir von Unbestimmtem, Ungeordnetem, Unnatürlichem, Zusammengestoppeltem, Aufgeflicktem, Überladenem jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht gescheiter als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbarisch nennt, hieß alles gotisch, was nicht in mein System paßte ...*⁴⁶ – Goethes Aufzeichnung datiert aus demselben Jahr, in dem ein Unbekannter den Plan zu Papier brachte, den Hamburger Dom gegen 70.000 Mark Courant an die Stadt zu bringen.

1790 bereist Georg Forster die Städte am Niederrhein und besucht dabei auch den Kölner Dom. Ihn ergreift die Pracht des Bauwerks, doch noch ist solche Bewunderung nichts weniger als selbstverständlich. Forster selbst gibt davon Zeugnis, indem er die Reaktion seines Begleiters beschreibt. Noch nie hatte diesem jemand die Augen für die Schönheit mittelalterlicher Kreuzgänge und Chorschiffe geöffnet. So ist es für den Uneingeweihten geradezu ein Schock, zum ersten Mal den *Eindruck des Großen in der gotischen Bauart* zu erleben: er war *vor Entzücken wie versteinert*.⁴⁷ – Zwei Jahre später widmet Jonas Ludwig von Heß dem Hamburger Dom in seiner Topographie der Hansestadt Zeilen der Verachtung. Angewidert spricht er, wie bereits zitiert, von dem *toten Moder des verfallenden Domgemäuers*.

Noch im selben Jahrzehnt melden sich im intellektuellen Deutschland erste Stimmen zu Wort, die „Gotik“ zu einer Kunstreligion erheben. *Nicht bloß unter italienischem Himmel, unter majestätischen Kuppeln und korinthischen Säulen; – auch unter Spitzgewölben, kraus-verzierten Gebäuden und gotischen Türmen wächst wahre Kunst hervor* – so schreibt 1796 Wilhelm Heinrich Wackenroder in den „*Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders*“.⁴⁸

⁴⁶ Johann Wolfgang Goethe, Von Deutscher Baukunst. In: Goethes Werke (Hamburger Ausgabe). Bd. 12. München 1967, S. 10.

⁴⁷ Georg Forster, Ansichten vom Niederrhein. In: G. Forster, Werke (Anm. 14). Bd. 2. Leipzig 1971, S. 405.

⁴⁸ Wilhelm Heinrich Wackenroder, Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders. Stuttgart 1977, S. 59.

1798 folgt, von Ludwig Tieck verfasst, die altdeutsche Geschichte „Franz Sternbalds Wanderungen“. Tieck führt seinen Wanderer durch Deutschland und die Niederlande, schließlich ins Elsaß. Von einer Höhe aus erblickt Sternbald in der Ferne das Straßburger Münster. Angesichts des von Erwin von Steinbach geschaffenen Baus bricht es aus ihm heraus: *wer da noch demonstrieren und Erwin und das barbarische Zeitalter bedauern kann, – o wahrhaftig, der begeht, ein armer Sünder, die Verleugnung Petri an der Herrlichkeit des göttlichen Ebenbildes.*⁴⁹ – Fast gleichzeitig gibt in Hamburg Domherr Meyer sein vernichtendes Urteil über die Hervorbringungen mittelalterlicher Bildhauer ab: *Gotische Ungestalten, mit Farben, Gold und Silber überladen, unförmliche Schnirkeleien, Denkmäler der Barbarei und des Fanatismus.*⁵⁰

1806 erschien in Berlin, sinnfälligerweise zeitparallel zum Abriss des Hamburger Doms, eine Publikation, in der zum ersten Mal das Phänomen Gotik zum Thema einer wissenschaftlichen Reportage gemacht wurde: „Briefe auf einer Reise durch die Niederlande, Rheingegenden, die Schweiz und einen Teil von Frankreich“. Der Autor, Friedrich Schlegel, gab später in seinen Sämtlichen Werken dem Text den programmatischen Titel „Grundzüge der gotischen Baukunst“.

Aktueller Anlass, zur Feder zu greifen, waren die im Wirkungsfeld der Französischen Revolution angerichteten Kunstzerstörungen gewesen. Schlegels Aufmerksamkeit war in Paris geweckt worden. Er hatte dort drei junge deutsche Kaufleute aus Köln getroffen, die sich für die Rettung gotischer Kunstwerke engagierten: die Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée sowie deren Freund Baptist Bertram. Ihr Interesse übertrug sich auf Schlegel und so besuchten sie gemeinsam die Stätten der Zerstörung: Notre Dame in Paris, St. Denis, Reims, Lüttich, Köln, Straßburg. In seinem Reisebericht klagt Schlegel leidenschaftlich *Zerstörungssucht* und *Barbarei* der Bilderstürmer an.⁵¹ Er kehrt damit die ältere Argumentation um: Als „Barbaren“ erscheinen nicht mehr die Erbauer der mittelalterlichen Kirchen und Klöster, sondern deren Zerstörer.

⁴⁹ Ludwig Tieck, Franz Sternbalds Wanderungen. Eine altdeutsche Geschichte. München 1920, S. 143.

⁵⁰ F. J. L. Meyer, Zustand (Anm. 30), S. 245.

⁵¹ Friedrich Schlegel, Ansichten und Ideen von der christlichen Kunst. Hg. und eingeleitet von Hans Eichner (Kritische Friedrich Schlegel-Ausgabe. Hg. von Ernst Behler unter Mitwirkung von Jean-Jacques Anstett und Hans Eichner 1.3) Paderborn, München, Wien 1959, S. 177.

Eine Kunstrettungsaktion

Die Fürsprecher, die die „altdeutsche Kunst“ inzwischen in Deutschland gewonnen hatte, dominierten noch nicht das zeitgenössische Urteil, doch ihre Stimme hatte zunehmend Gewicht und forderte zu Diskussionen heraus. In Hamburg allerdings fand das neue Interesse für die Gotik in der Öffentlichkeit keine Resonanz. Dies zeigt nicht nur die klaglose Hinnahme des Domabbrisses, sondern auch der Umgang mit den aus dem Gebäude entfernten „Altertümern“. Zumeist wurden sie jenen Materialresten zuge schlagen, die zum öffentlichen Verkauf ausboten wurden. Ein die Gefühle schonenderes Verfahren schien nur geboten, sofern es sich deutlich erkennbar um Zeugnisse christlicher Frömmigkeit handelte. Unter solchem Gesichtspunkt nahm die mit der Abwicklung betraute Deputation eine Reihe von Objekten aus der Verkaufsmasse heraus: Eine Statue des heiligen Ansgar und zwei Grabplatten wurden der Stadtbibliothek in Verwahrung gegeben, etliche Altäre und religiöse Bildwerke wurden den Kirchen St. Petri, St. Johannis und St. Nikolai zuge dacht.⁵² Schließlich wurde dem Amt der Maler gestattet, seinen Lukasaltar nach St. Jakobi zu transferieren, wo er wiederum als Andachtsstätte für Meister und Gesellen der Zunft Aufstellung fand.

Bei diesem Stand der Dinge wäre es geblieben, hätte sich nicht 1804 gegen Jahresende ein Interessent gemeldet, dem es zum ersten Mal aus künstlerischen Gründen um die Bildwerke im Dom ging: der Kunstmaler Friedrich Ludwig Heinrich Waagen.⁵³ Der aus Göttingen stammende Künstler lebte seit 1793 in Hamburg und besaß eine gerühmte Sammlung von Werken italienischer, niederländischer und deutscher Maler. Seitdem Waagen im Winter 1804 eine Zeichenschule gegründet hatte, dienten die Bilder dazu, die Schüler bei ihren Studien anzuregen. In dieser Lage trat der Künstler an die Stadt mit der Bitte heran, ihm für seine kunstpädagogischen Zwecke Werke aus dem zum Abriss bestimmten Dom zur Verfügung zu stellen. Die Deputation entsprach dem Wunsch und überließ Waagen etwa zwei Dutzend mittelalterliche Arbeiten. Unter ihnen ragten an Bedeutung besonders vier große Tafeln vom Hauptaltar des Doms heraus. Auf je-

⁵² K. Mathieu, *Dom* (Anm. 3), S. 173 f.

⁵³ Zur Person Waagens: *Hamburgisches Künstler-Lexikon*. Hamburg 1854, S. 280.

der von ihnen waren vier Stationen aus dem Leben der Maria dargestellt, insgesamt also ein Ensemble von 16 Bildern.⁵⁴

Den Maler der Bilder glaubte Waagen identifizieren zu können. Zwar ist sein Sammlungskatalog mit den entsprechenden Angaben leider nicht erhalten, doch gibt ein zeitgenössischer Bericht detailliert über den Inhalt Auskunft. Der namentlich nicht gezeichnete Text findet sich unter dem Titel „Etwas über Herrn Waagen's Gemäldeausstellung und Zeichenschule in Hamburg“ im Jahrgang 1805 der Zeitschrift „Hamburg und Altona“. Unter Bezug auf den Katalog der Sammlung wird dort an erster Stelle aufgeführt: *Das Leben der heiligen Jungfrau in sechszehn Gemälden von Martin Schön von Kaienberg, dem Meister Albrecht Dürers*. Der Autor spricht den Tafeln vor allem deshalb *historische Wichtigkeit für uns Hamburger* zu, weil sie *die Türen zum Hochaltar in der nun der Vernichtung übergebenen Hamburgischen Domkirche ausmachten*.⁵⁵

Bei näherem Zusehen klärt sich das Rätsel der Zuschreibung an einen bis dahin scheinbar Unbekannten auf. Offensichtlich verbirgt sich unter dem Namen Martin Schön kein Geringerer als Martin Schongauer († 1491), der bereits zu Lebzeiten der „hübsche Martin“ genannt wurde. Er war zwar nicht, wie Waagen meint, der Lehrmeister des jungen Albrecht Dürer, aber doch dessen bewundertes Vorbild. Selbst die Angabe „von Kaienberg“ läßt sich erklären. Der als Autorität angesehene Künstlerbiograph Sandrart hatte als Geburtsort Schongauers statt Colmar irrigerweise Culmbach genannt, woraus dann bei Waagen (oder dem Berichterstatter) verballhornt „Kaienberg“ wurde.⁵⁶

Möglicherweise wusste Waagen von einem Umstand, der seiner Zuschreibung entgegenkam: Unter den 16 Bildern des Domaltars ist eines, das auffällige Ähnlichkeit mit einem Kupferstich Martin Schongauers aufweist. Es handelt sich um die „Flucht nach Ägypten“.⁵⁷ Gleichwohl, die von Waagen zur Autorschaft der Altarbilder aufgestellte These ist mit Sicherheit nicht haltbar. Schon ein genauerer Vergleich des Kupferstichs mit dem motivgleichen Bild des Altars zeigt, dass im Dom ein Künstler am Werk war,

⁵⁴ Ralph Knickmeier, *Der vagabundierende Altar* (Textband). Diss. phil. Hamburg 1996, S.27f.

⁵⁵ Hamburg und Altona, 4. 1805, H. 6, S. 343

⁵⁶ Julius Baum, *Martin Schongauer*. Wien 1948, S. 17 und 67; Adam Bartsch, *Le Peintre Graveur*, Bd. 6. Wien 1808, S. 106.

⁵⁷ R. Knickmeier, *Altar* (Anm. 54), S. 143 und 148–151.

der die von Schongauer vorgegebene Bildidee nur ungelenkt nachschuf. Die übrigen Bilder des Hamburger Marienzyklus lassen vollends nicht auf eine Urheberschaft Schongauers schließen. Alle Indizien sprechen vielmehr für eine einheimische Provenienz des Domaltars, die von Ralph Knickmeier neuerdings angestellten Forschungen weisen am ehesten auf Absolon Stumme als ausführenden Meister.⁵⁸

Die Stadtväter kümmerten 1805 keine Zuschreibungsfragen, um so mehr eventuelle Eigentumsansprüche Dritter auf Einzelstücke aus dem Dom. Wie einem Protokoll der Kämmerei vom März 1805 zu entnehmen, wurde daher die Überlassung des ansehnlichen Werkbestandes an Waagen zunächst mit einem Vorbehalt versehen: [...] *alle diese Sachen waren Herrn Waagen auf sein Ersuchen anfangs nur geliehen, um davon in seiner Zeichenakademie Gebrauch zu machen, mit der Bedingung, da viele Stücke davon zu Epitaphien gehörten, die noch zurückgefordert werden können, selbige sobald es verlangt würde, wieder zurückzuliefern. Da aber nachher nichts abgefordert ist und Herr Waagen mit seinem Zeicheninstitut einen sehr allgemeinen nützlichen Zweck verbindet, so habe die Deputation ihm dazu die Sachen geschenkt, indem bei einem öffentlichen Verkauf nicht viel dafür kommen würde.*⁵⁹

Die Großzügigkeit, mit der die Übereignung vorgenommen wurde, hing nicht zuletzt damit zusammen, dass man in Hamburg nicht viel von den Bildern hielt. Schon gar nicht traute man ihnen einen Marktwert zu. So gab es weder Bedenken, die Bildwerke zu zerlegen noch sie unentgeltlich abzugeben.

In die privaten Bilderkabinette, die es in der Hansestadt gab, hatten mittelalterliche Kunstwerke bisher keinen Eingang gefunden. Um so mehr ist zu fragen, warum sich Waagen bemühte, ausgerechnet die in Hamburg so wenig geschätzten altdeutschen Bilder in seine Sammlung zu bekommen. Johann Martin Lappenberg hat Jahrzehnte später im Rahmen kunsthistorischer Studien erste Hinweise gegeben, wer Waagens Interesse stimuliert haben könnte. Er nennt, ohne nähere Belege anzuführen, drei auf außerhamburgische Einflüsse weisende Namen: Ludwig Tieck, Sulpiz Boisserée und Philipp Otto Runge.⁶⁰

⁵⁸ Ebd., S. 178.

⁵⁹ K. Mathieu, Dom (Anm. 3), S. 174.

⁶⁰ Johann Martin Lappenberg, Beiträge zur älteren Kunstgeschichte Hamburgs. In: ZHG 5. 1866, S. 278; Ders., Von den Arbeiten der Kunstgewerke des Mittelalters zu Hamburg. Hamburg 1865, S. I (besonders die Fußnote zu Sulpiz Boisserée).

Gehen wir der von Lappenberg gelegten Spur nach. Zunächst Ludwig Tieck: Er war ebenso wie Waagen mit einer Tochter des namhaften Hamburger Predigers an St. Katharinen, Julius Gustav Alberti, verheiratet. Es spricht einiges dafür, dass Tieck seinem Schwager, dem Kunstmaler Waagen, von der romantischen Kunstreise erzählt hat, die er 1792 zusammen mit Wackenroder im Mainfränkischen unternommen hatte. Waagen wird auch die daraus hervorgegangene Schrift gekannt haben, Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“. Tieck hatte sie nach dem frühen Tode seines Freundes Wackenroder herausgegeben, und nichts lag näher, als dass Tiecks Schwager zu den ersten Lesern dieser Liebeserklärung an die altdeutsche Kunst gehörte – Grund genug für Waagen, die mittelalterlichen Altäre des Hamburger Doms mit anderen Augen zu sehen als die meisten seiner Mitbürger in der Hansestadt.

Der Kölner Boisserée könnte über seine Rolle als Anreger Waagens dem nachforschenden Lappenberg selbst berichtet haben, war er doch mit dem Hamburger Historiker persönlich bekannt.⁶¹ In seiner Jugend hatte Boisserée von 1799 bis 1800 zwei ihm unvergeßliche Jahre als Kaufmannslehrling in Hamburg zugebracht und dort möglicherweise bereits Waagen kennengelernt.⁶² Zurückgekehrt nach Köln, machte sich Boisserée bald einen Namen als Kenner und Anwalt altdeutscher Kunst. Lappenbergs Hinweis könnte darauf deuten, dass Boisserée die Nachricht vom bevorstehenden Abriss des Hamburger Doms zum Anlass nahm, Waagen auf den Wert der dort befindlichen Kunstwerke aufmerksam zu machen. Dass der Kölner es verstand, seinen Enthusiasmus anderen mitzuteilen, ist vielfach bezeugt.

Unter den von Lappenberg im Zusammenhang der Kunstrettungsaktion gegebenen Hinweisen ist der auf Philipp Otto Runge, wie nähere Nachforschung zeigt, am ergiebigsten. Anders als Tieck und Boisserée war er beim Abriss des Hamburger Doms zugegen, allerdings hatte auch er den Blick des von außen Kommenden. Der Maler stammte aus Pommern und hatte nach ersten Hamburg-Jahren sein Auge in Kopenhagen und Dresden geschult. Er hatte Friedrich Schlegel kennengelernt und Freundschaft mit Ludwig Tieck geschlossen. Dessen für die Wiederentdeckung des Mittelalters wichtigen Künstlerroman „Franz Sternbalds Wanderungen“ hatte er bereits in Hamburg gleich nach Erscheinen mit Begeisterung gelesen, doch

⁶¹ Sulpiz Boisserée, Tagebücher. Hg. von Hans-J. Weitz. Bd. 4. Darmstadt 1985, S. 694.

⁶² S. Boisserée, Tagebücher (Anm. 61). Bd. 1. Darmstadt 1978, S. 11ff.

erst in den Folgejahren befasste er sich vertieft mit altdeutscher Maltechnik, gewann er durch Illustration der von Tieck herausgegebenen „Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter“ intensiveres Interesse am Mittelalter. Als Runge im Mai 1804 jungverheiratet nach Hamburg zurückkehrte und sich hier als Künstler niederließ, kam er in die vertraute Stadt mit veränderter Sicht. Nicht das moderne, sondern das alte Hamburg zog ihn an.

Bei Ankunft des Malers war das Mauerwerk des Doms noch unangetastet, doch dauerte es nicht lange, bis augenfällig wurde, dass sich das Ende des Bauwerks vorbereitete. Am 22. September 1804 berichtet Runge in einem Brief aus Hamburg über eine vermutlich von ihm angeregte Dombegehung. Kirchenschiff und Turm waren noch zugänglich, die Ausräumung des Inventars hatte aber bereits begonnen. Die an dem Besuch Beteiligten waren einander persönlich eng verbunden. Außer Runge gehörten zu der kleinen Runde sein Bruder Daniel, der Buchhändler Friedrich Perthes und der Kaufmann Friedrich August Hülsenbeck, Vater der von Runge gemalten „Hülsenbeck’schen Kinder“. Der Briefschreiber hält als Eindruck von der gemeinsamen Unternehmung fest: *Es sind noch sehr vortreffliche Bilder dort, und auf dem Turm ist es ganz erstaunlich schön und weit anmutiger wie auf dem Michaelisturm, so daß es uns sämtlich geärgert hat, daß wir nicht eher da gewesen sind und haben uns auch vorgenommen, nächstens noch einige andere Türme zu besteigen.*⁶³

Bemerkenswert, dass dem Berichterstatter die Aussicht vom mittelalterlichen Dom attraktiver erscheint als die vom weit höheren neuen Michaelisturm. Auffällig aber vor allem die Wertschätzung der alten Bilder. Selbst der als kunstverständlich geltende Verfasser der Domschrift, Domherr Meyer, hatte über sie nichts Rühmenswertes zu vermelden gewusst. Nur an einer einzigen Stelle erwähnt er überhaupt die Existenz von Bildern, als er nämlich die vorgefundenen Kunstgegenstände auflistet und dabei distanziert Notiz nimmt von *dem mit gotischem vergoldetem Bilder- und Schnitzwerk schwerfällig überladenen Hochaltar, woran sich die Vergoldungen des Grundes und der erhobenen Arbeit merkwürdig erhalten haben.*⁶⁴

Zum Zeitpunkt der Dombegehung wird Runge bereits in Verbindung mit dem Maler Waagen gestanden haben. Zuvor hatte er in Dresden zwei Schwestern von Waagens Frau, geborene Alberti, näher kennengelernt, es

⁶³ Philipp Otto Runge, Briefe in der Urfassung. Hg. von Karl Friedrich Degner. Berlin 1940, S. 252.

⁶⁴ F. J. L. Meyer, Domkirche (Anm. 28), S. 67.

ist also anzunehmen, dass er bei seiner Ankunft in Hamburg dem Hause Waagen empfohlen war. Ein Brief Runges vom Dezember 1804 bestätigt die Bekanntschaft. Er teilt darin mit, sein Freund Klinkowström habe bei Waagen Quartier gefunden, was dem Briefschreiber Gelegenheit gibt, auch Waagens *Gemäldesammlung von 54 der auserlesensten Meister Stücke aller Schulen* bewundernd zu erwähnen.⁶⁵

Das Verhältnis zu Waagen bekommt nun zusätzliche Erhellung durch einen Bericht, den später Runges Bruder Daniel gegeben hat. Er bezeugt, dass Philipp Otto Runge und sein Freund Klinkowström zu Beginn ihres Hamburg-Aufenthaltes an der mit Waagens Namen verbundenen Bergung von Kunstwerkern aus dem Dom beteiligt waren:

*Beiden Freunden fiel hier im ersten Augenblick auch noch eine eigentümliche Beschäftigung in die Hände. Der (mit Tieck verschwägerte) Maler Waagen war im Besitz einer sehr schätzbaren Sammlung von italienischen, niederländischen und deutschen Originalgemälden gekommen, welche ihm bei einer Zeichenschule, die er errichtete, sehr zu statten kam. Um jene Sammlung zu vervollständigen, war ihm vergönnt worden, aus der damals im Abbruch begriffenen alten Domkirche alles, was ihm von den Bildern anstehe, an sich zu nehmen. Er erkrankte mittlerweile, und so übernahmen für ihn unsere beiden Künstler das nicht wenig anziehende Geschäft.*⁶⁶

Fügt man diesen Bericht und unsere Rekonstruktion der vorangegangenen Abläufe zusammen, so ergibt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit, dass Runges Verdienst an der Kunstrettungsaktion eher noch höher zu veranschlagen ist, als die spätere Erinnerung des Bruders erkennen läßt. Runges Besuch im Dom und sein positives Urteil über die dort noch vorhandenen Bilder datieren bereits vom September 1804. Waagen dagegen trat wegen der Bilder im Dom erst an die Stadt heran, nachdem er im Oktober die Gründung seiner Zeichenschule angekündigt hatte. Angesichts der zwischen Runge und Waagen bestehenden Beziehung dürften sie sich über das örtliche Geschehen ausgetauscht haben. Nicht auszuschließen ist, dass Runge unter dem frischen Eindruck seines Dombesuches sogar den ersten Impuls zur Rettung der bedrohten Bilder gegeben hat. Unzweifelhaft ist, dass er bei der Realisierung im entscheidenden Augenblick mit seinem

⁶⁵ Ph. O. Runge, Briefe (Anm. 63), S. 258.

⁶⁶ Karl Privat, Philipp Otto Runge. Sein Leben in Selbstzeugnissen, Briefen und Berichten. Berlin 1942, S. 191.

Freund Klinkowström zur Stelle war und so der Aktion zum Gelingen verhalf. Glücklicherweise gibt es eine Quelle, die Auskunft darüber gibt, was Runge an den Bildern faszinierte. In seinen „Nachgelassenen Schriften“ findet sich eine Aufzeichnung, in der er zwei Kunstwerke beschreibt, die aus dem Domabbruch für die Sammlung Waagen gerettet wurden. Wir zitieren den höchst aufschlussreichen Text in vollem Wortlaut:

Zwei Bilder (Höhe 6'6', Breite 5') von einem Nebenalzare der Hamburgischen Domkirche. Es läßt sich nicht mit Gewissheit behaupten, daß sie von einem Deutschen Maler herrühren, sie sind aber sehr merkwürdig ihres Alters wegen und durch die erhöhte Wirkung, welche in den Farben durch den Goldgrund hervorgebracht ist, auf den sie gemalt sind (wobei die Behandlung auf eine gewisse Distanz berechnet ist). Die Glut, welche hieraus in den Bildern herrscht, erinnert an das Feuerspiel des Himmels beim Sonnenuntergange; was wiederum tief in den Geist dieser Gestalten greift. Denn es stellt das eine die Kreuztragung Christi, das andere aber die Kreuzigung und Maria mit Johannes unter dem Kreuze in Schmerz versunken vor, so daß der Untergang der Sonne mit dem Tode des Erlösers in einen rührenden Accord stimmt.⁶⁷

Man könnte nicht besser Einblick in die vom Geist der Romantik bestimmte Rezeption mittelalterlicher Malerei bekommen. Im Mittelpunkt des Interesses steht die Wirkung des Goldgrundes. Hatte der Domherr solchen altertümlichen Glanz nur befremdlich gefunden, so liegt für Runge im Goldgrund das eigentliche Geheimnis der alten Bilder. Der Maler hatte das charismatische Medium nicht erst im Hamburger Dom für sich entdeckt. Bereits 1803, als er im pommerschen Wolgast an ersten Entwürfen seines großen Bildprojektes „Vier Zeiten“ arbeitete, hatte er sich versuchsweise des Goldgrundes bedient, ein historischer Rückgriff, der seinem Freund Quistorp damals als *barbarisch* erschienen war.⁶⁸

⁶⁷ Philipp Otto Runge, *Hinterlassene Schriften*. Hg. von dessen ältestem Bruder (Daniel Runge). Erster Teil. Hamburg 1840, S. 55f. Das Format der beiden Bilder ist von Ph. O. Runge in Hamburger Maß (Fuß und Zoll) angegeben. In heutiges Maß umgerechnet ergibt sich: Höhe 1,86 m. Breite 1,43 m. – Unter dem Text findet sich eine wohl von Daniel Runge 1840 verfasste Fußnote zu den beiden beschriebenen Bildern: *Sie sind jetzt ein Eigentum der St. Petri-Kirche in Hamburg*. Den weiteren Verbleib der Bilder konnte ich nicht klären; den Brand von 1842 jedenfalls dürften sie überdauert haben, da die Kunstwerke der Petrikirche damals insgesamt rechtzeitig in Sicherheit gebracht wurden.

⁶⁸ Jörg Traeger, *Philipp Otto Runge und sein Werk. Monographie und kritischer Katalog*. München 1975, S. 57, 116 und 187.

Aus Runges Beschreibung der Domtafeln erfahren wir, was ihm den Goldgrund so anziehend machte. Zum einen war es der farbästhetische Effekt, der vom Gold auf die übrigen Farben abstrahlte und ihnen die *erhöhte Wirkung* gab. Nicht weniger empfand Runge den religiösen Anspruch. Er nimmt allerdings nicht die von der mittelalterlichen Theologie angebotenen Deutungen des Goldgrundes auf, sondern folgt romantischen Assoziationen. Die Glut des Goldes erinnert ihn an *das Feuerspiel des Himmels beim Sonnenuntergang*, das seinerseits wiederum *mit dem Tode des Erlösers in einen rührenden Accord stimmt*. Auch wenn solche synästhetische Interpretation die Intention des mittelalterlichen Malers verfehlte, verdankte Runge doch der Begegnung mit den Bildtafeln des gotischen Zeitalters wesentliche Inspirationen für sein eigenes künstlerisches Schaffen. Überdies trug sein Enthusiasmus für die Kunst der Alten dazu bei, dass einiges Domgut vor der Zerstörung bewahrt werden konnte.

In Hamburg selbst hatte man kein erkennbares Interesse am weiteren Verbleib der geretteten Schätze. Als Waagen 1808 samt seiner Sammlung die Stadt verließ, machte niemand den Versuch, die aus dem Dom stammenden Bildwerke am Ort zu halten. So sehr man dies bedauern muss, erfreulich ist, dass sich wenigstens Teile des Waagen überlassenen Bestandes andernorts erhalten haben. Die beiden von Runge beschriebenen Bilder eines Nebenaltars sind verschollen, aber die ebenfalls in die Sammlung Waagen gelangten Seitenflügel des Hochaltars haben alle Zeitwirren überdauert. Nach etlichen Zwischenstationen sind sie heute Besitz des Nationalmuseums in Warschau.⁶⁹

Nach der Kunstrettungsaktion gab es in Runges Dombeziehung noch einen zweiten denkwürdigen Augenblick. Es war ein Maitag des folgenden Jahres 1805, als der Maler Zeuge des Turmabbrisses wurde. Runge muss sich unter denselben Schaulustigen befunden haben, zu denen auch Ferdinand Beneke gehörte. Anders als Beneke, der aus der Turmbeziehung eine philosophische Parabel machte, gibt Runge in einem Brief an seine Schwiegereltern dem Hergang eine ironische Deutung. Unter Anspielung auf die erst vor wenigen Monaten vollzogene Krönung Bonapartes zum Kaiser der Franzosen sowie auf dessen unmittelbar bevorstehende Krönung zum Kö-

⁶⁹ Zum Hochaltar und seinem Verbleib nach dem Domabbruch vgl. die grundlegende Arbeit von Ralph Knickmeier, *Der vagabundierende Altar. Text- und Bildband*. Diss. phil. Hamburg 1996.

nig von Italien stellt Runge mit Sarkasmus einen Zusammenhang zwischen dem Abriss und der gegenüber Napoleon geübten Devotion der Hamburger Stadtregierung her: *Sonst geht es hier sehr im großen Stil zu, denn da Hamburg den Kaiser von Frankreich sonst nicht zum Freunde soll gehabt haben, so versucht sie (die Stadt) es mit einem Gruß an den K. v. Italien, daß sie eine Turmspitze, nämlich den Dom, wie eine Mütze für ihn abnimmt, zum in die Höhe werfen fehlt Zeit, sonst würd es auch geschehen ...*⁷⁰ Natürlich wusste auch Runge, dass der Domabriss kein Akt hamburgischer Außenpolitik war. Wenn er dennoch mit einer solchen Fiktion aufwartet, dann aus symbolischen Gründen. Das bizarre Bild vom Mütze schwenkenden Dom ist Ausdruck politischer Frustration. Runge gehörte zu denjenigen, die den wachsenden Herrschaftsanspruch des napoleonischen Imperiums mit Bedrückung empfanden. Noch überwogen Gefühle der Ohnmacht, noch war unentschieden, in welche Richtung sich die aufgestaute Bitterkeit entladen würde. In dieser Situation verwandelt seine Phantasie das Geschehen inmitten der Stadt in ein Satyrspiel: „Der Dom läßt grüßen ...“.

Umwertung des Doms nach den Befreiungskriegen

Wie rasch man an der Elbe erst einmal zur Tagesordnung überging, zeigt der ein Jahr nach dem Domabriss von J. H. Scholz herausgebrachte Stadtführer „Hamburg und seine Umgebungen“. Alle Kirchen werden vorgestellt, doch zum Dom findet sich nicht ein Wort des Gedenkens. Nur die in Kupfer gestochenen Stadtansichten, die dem Band beigegeben sind, lassen noch seine Silhouette erkennen, dem Textautor Anlass genug, die Leser für solche Irreführung um Nachsicht zu bitten: *Ein Anachronismus bei diesen trefflichen Platten ist es, daß die Künstler noch die Turm-Spitze des Doms, welche schon seit einem Jahr abgetragen worden ist, gezeichnet haben. Da indessen die Zeichnungen zu diesen Platten bereits vor einigen Jahren gemacht waren, so kann ihnen dieser Umstand nicht zur Last gelegt werden.*⁷¹

⁷⁰ Ph. O. Runge, Briefe (Anm. 63), S. 271.

⁷¹ Joseph H. Scholz, Hamburg und seine Umgebungen. Ein nützliches und notwendiges Hülf- und Hand-Buch für Einheimische und Fremde. Hamburg 1808, Vorwort.

Zu einer Neubewertung der Vergangenheit kam es in Hamburg erst im Gefolge der Befreiungskriege. Ein beredtes Dokument gewandelten Geschichtsbewusstseins liefert Georg Nikolaus Bärmann mit seiner zweibändigen Schrift „Hamburgische Denkwürdigkeiten“ (1817/1819). Bärmann, später als Verfasser des Liedes „Stadt Hamburg in der Elbe Auen“ zu lokaler Berühmtheit gelangt, schreibt aus dem Affekt der soeben erlittenen „Franzosenzeit“.

Er selbst spricht diesen Motivationshintergrund an:

So gruben Hamburgs Bürger den brennenden Haß gegen die Bedrücker tief in ihre Brust, mit schweigender Sehnsucht dem großen Augenblick entgegen sehend, in welchem dieser Haß, hell in Flammen auflodernd, zu Taten ausbrechen und den freilich sehr ungleichen, tätigen Kampf mit den Störern unserer Freiheit und unsers Glücks beginnen würde, auf daß uns neu das Palladium des Ruhmes der alten Hanse wiedergegeben und erhalten werden mögte.⁷²

Obwohl Hamburg seine politische Selbständigkeit inzwischen längst zurückgewonnen hatte, sieht der Autor noch immer Gefahr für die *ehrwürdigen alten Sitten unserer guten Stadt*. Die Zeit der französischen Besetzung vor Augen, eifert er: *Die Leichtfertigkeit, Oberflächlichkeit, Treulosigkeit und Gewissenlosigkeit des transrhenischen Volkes wirkten (nicht wenig durch dessen tändelnde Sprache) höchst nachteilig auf minder charakterfeste Individuen Hamburgs, und lange noch – Gott weiß wie lange noch! – werden wir in moralischer Hinsicht über die Folgen jener Periode seufzen.⁷³*

Angesichts fortwirkender Überfremdungsängste thematisiert der Verfasser nun auch die bisher geübte Vernachlässigung des geschichtlichen Erbes der Stadt. Emphatisch bedauert er, *daß Hamburg im höchsten Grade gleichgültig gegen vaterstädtische Altertümer ist.⁷⁴* Anders als in dem Scholz'schen Stadtführer von 1808, der den Dom wortlos übergeht, widmet Bärmann der abgerissenen Kirche einen eigenen Abschnitt. Die Begründung für solchen Akt des Erinnerns: *Wir sind es der historischen Ehrwürdigkeit dieses nun gewesenen Gebäudes, wir sind es dem Ruhme des wirklichen Begründers desselben, des heiligen Anschars; wir sind es endlich den Forderungen reiner Va-*

⁷² Georg Nicolaus Bärmann, Hamburgische Denkwürdigkeiten für Einheimische und Fremde. 1. Teil. Hamburg 1817, S. 162f.

⁷³ Ebd., S. 159f.

⁷⁴ Ebd., S. 5f.

*terlandsliebe schuldig, die das Alte, selbst wenn es der Vergänglichkeit Beute wurde, ehret.*⁷⁵

Bärmann plante noch einen dritten Teil unter dem Titel „Hamburgs Altertümer in Bild und Schrift“. Die Veröffentlichung kam nicht zustande, doch ist der Wortlaut der Ankündigung aufschlussreich genug. Es werde sich, so heißt es, um ein Werkchen handeln, *welches den Zweck haben soll, unsern Nachkommen eine heilige Schuld abzutragen: nämlich Altertümer, die für jeden Hamburger höchst merkwürdig sein müssen, durch erläuterte, gut gearbeitete Abbildung der gänzlichen Vergessenheit, die schon jetzt anfängt grausam an ihnen zu nagen, zu entreißen.*⁷⁶

Bärmann stand mit seinem Engagement für die Altertümer der Vaterstadt nicht allein. Auch andere Intellektuelle, die sich im Kampf gegen Napoleon hervorgetan hatten, suchten das Interesse der Hamburger an der Vergangenheit ihrer Stadt zu fördern. An einer Initiative in dieser Richtung war Ferdinand Beneke beteiligt, der uns bereits als Augenzeuge des Domabrisses begegnet ist. Beneke wandte sich zu Jahresbeginn 1823 in einem Rundschreiben an fünf angesehene Mitbürger mit dem Ziel, einen Hamburgischen Geschichtsverein ins Leben zu rufen. Zwar kam es mangels breiterer Beteiligung damals noch nicht zu der angestrebten Vereinsgründung – sie erfolgte erst sechzehn Jahre später; dennoch lohnt ein Blick in die seinerzeit bei Beneke eingegangene Korrespondenz.

Zu den Angeschriebenen gehörte Senator Martin Hieronymus Hudtwalcker; er antwortete zustimmend, nicht ohne sogleich ein für die Vereinsarbeit vordringliches Projekt zu benennen: *In Hamburg würde ich zunächst an den so schmähhlich zerstörten Dom denken, und nachspüren, wo noch etwas zu retten ist.* Hudtwalcker fügte eine Bemerkung hinzu, die unerwartetes Licht auf einen einstigen Verächter des Doms wirft: *Von Heß besitzt einen wunderschönen zerbrochenen Weihwasserkessel von Metall aus dem Dom; er hat ihn in seinem Garten aufgestellt, würde ihn gewiß gerne hergeben.*⁷⁷ Wir wissen nichts Näheres darüber, wie Heß zu dem sakralen Stück gekommen ist. So bleibt denn auch sein Geheimnis, wie aus dem Domkritiker ein Domnostalgiker geworden ist. Allemal ist der Vorgang ein schönes Zeugnis für den sichtbar eingestandenen Wandel des eigenen Urteils.

⁷⁵ Georg Nicolaus Bärmann, Hamburgische Denkwürdigkeiten. 2. Teil. Hamburg 1819, S. 42.

⁷⁶ Ebd., Vorwort.

⁷⁷ Hans Nirnheim, Aus der Vorgeschichte unseres Vereins. In: ZHG 31. 1930, S. 13.

„Haben wir etwa noch nicht genug Kirchen eingehen lassen?“

Seit den Befreiungskriegen war das Bedürfnis der Hamburger gestiegen, sich ihrer geschichtlichen Identität zu vergewissern. Doch damit war keineswegs sichergestellt, dass von nun an die historischen Kirchen, die sich in der Stadt noch erhalten hatten, zum unantastbaren Bestand gehört hätten. Auch nach 1815 galt, was schon in den Jahren zuvor gegolten hatte: Das Ende einer Kirche war eingeläutet, wenn der Gottesdienst in ihr nicht mehr regelmäßig stattfand. Über kurz oder lang wurde der Abriss unabwendbar, sobald kein festbestallter Prediger mehr auf der Kanzel stand.

In Stichworten: Der Hamburger Dom verschwand, nachdem 15 Jahre zuvor die Dompredigerstelle eingespart worden war. Zur selben Zeit traf es die Maria-Magdalenenkirche,⁷⁸ einen Bau des 13. Jahrhunderts; sie wurde 1807 abgerissen, nachdem die Pastorenstelle seit 1795 vakant geblieben war. Nach den Befreiungskriegen setzte sich dieser Prozeß fort: Die aus dem 15. Jahrhundert stammende Kirche St. Johannis wurde 1829 eingeebnet; dort war seit 1813 nicht mehr gepredigt worden.⁷⁹ Die Heiliggeistkirche, erbaut im 16. Jahrhundert, wurde 1831 zum Abbruch verkauft; in ihr war seit 1796 kein Gottesdienst mehr gehalten worden.⁸⁰

Ausnahmslos wurde beim Abriss Baufälligkeits ins Feld geführt. Ausgespart wurde dabei, dass die Baufälligkeits zu einem guten Teil die Folge von Vernachlässigung war, die ihrerseits auf mangelnde gottesdienstliche Nutzung zurückging. Fehlte es an Kirchenvolk? Ganz sicher gab es in der Altstadt noch eine dichte Wohnbevölkerung. Zu deren Verdrängung kam es erst sehr viel später im Zuge der City-Bildung. Auch wenn es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bereits einen gewissen Rückgang in der Kirchlichkeit gab, war dieser doch nicht so weit gediehen, als dass er eine Vielzahl von Gotteshäusern hätte entbehrlich machen müssen. Entscheidender waren die kirchlichen Strukturen: Das protestantische Gemeindeleben konzentrierte sich ganz und gar in den fünf Hauptkirchen, deren Gremien zugleich die tragenden Säulen des Stadtreiments waren. Allmählich an den Rand gedrängt wurden seit der Reformation dagegen diejenigen Kirchen,

⁷⁸ W. Jensen, *Kirche* (Anm. 8), S. 209.

⁷⁹ Ebd., S. 202.

⁸⁰ Gustav Bolland, *Hamburg wie es einmal war*. Hamburg 1952, S. 111.

die einst in den mittelalterlichen Korporationen verankert waren. Diese ebenfalls protestantisch gewordenen Predigtstätten waren als gemeindelose „Nebenkirchen“ in ihrer Existenz zunehmend gefährdet.

War der Abriss von Kirchen nach 1815 auch nicht beendet, so vollzog er sich doch nicht mehr ganz unwidersprochen. Besonders gut dokumentiert ist die Diskussion um das Schicksal der St. Johanniskirche. Der damals auf dem Terrain des heutigen Rathausmarktes stehende gotische Backsteinbau war von den Dominikanern als eindrucksvolle Halle dreischiffig errichtet worden. Die seit 1547 mit protestantischen Predigern versehene Kirche wurde in napoleonischen Zeiten für militärische Zwecke profaniert. Vielen anderen Hamburger Gotteshäusern war es 1813 ebenso ergangen. Aber während man die Hauptkirchen nach dem Abzug des französischen Generals Davout erneut ihrer religiösen Bestimmung zuführte, wurde St. Johannis nicht wieder kirchlich genutzt, sondern diente vorerst als Weinkeller und Turnboden. Als 1825 bekannt wurde, dass die Stadt sich wegen angeblich schwerer Schäden des Gebäudes mit Abrissgedanken trug, kam es zu einer Kontroverse.

Bereits im Vorfeld hatten zwei Gutachter die Kirche für ein „Meisterwerk altdeutscher Baukunst“ erklärt und die Baufälligkeit bestritten. Allerdings, als die Autoren ihr Plädoyer veröffentlichen wollten, schritt der städtische Censor ein und verhinderte die Publikation. Was nun folgte, ist überraschend und zeigt, wie weit der Zweifel an der Abrisspolitik inzwischen vorgedrungen war. Der Hamburger Senator Martin Hieronymus Hudtwalcker verfasste noch im selben Jahr 1825 eine anonyme Flugschrift, um die Johanniskirche doch noch zu retten. Es entbehrt nicht der Pikanterie, dass der dem Rat angehörende Autor sein Manuskript, um den Censor zu umgehen, in Lübeck drucken ließ. Vollends provokativ war, dass er in seiner Schrift die wesentlichen Teile der in Hamburg unterdrückten Gutachten veröffentlichte.⁸¹

Hudtwalcker kleidete seine Intervention in die Form eines Streitgesprächs: Für den Erhalt der Kirche ficht ein aufrechter Christ, die Gegenposition vertritt ein Rationalist, der durch seine zwischen Unsicherheit und Überhebung schwankende Haltung lächerlich wirkt. Der Rationalist ver-

⁸¹ Martin Hieronymus Hudtwalcker, Ein halbes Jahrhundert aus meiner Lebensgeschichte. 3. Teil. Hamburg 1864, S. 123 ff.–Vgl. Hermann Hipp, Zur Frühgeschichte des Denkmalschutzes in Hamburg. In: ZHG 74/75. 1989, S. 274.

sucht auf alle Weise, seinen Kontrahenten als „Mystiker“ zu denunzieren – doch vergeblich! Die Sympathie Hudtwalckers gehört dem frommen Anwalt der Johanniskirche, den er anklagend ausrufen läßt: *Und haben wir etwa noch nicht genug Kirchen eingehen lassen? Der Dom und die Marien-Magdalenenkirche sind gänzlich verschwunden, drei andere Kirchen haben sich in Warenlager und Wagenremisen verwandeln lassen müssen ... Fordert der Zeitgeist noch mehr?*⁸² Hudtwalcker macht geltend, dass nach Jahren zurückgehender Anteilnahme am Gemeindeleben die Zahl der Kirchgänger wieder angestiegen sei. Die Zerstörung oder Zweckentfremdung von Gotteshäusern müsse daher ein Ende haben. Auch die Johanniskirche möchte er wieder reaktivieren, allerdings nicht als Gemeindekirche, sondern als Gottesdienstraum für die Gelehrtenschule des Johanneums.

Hudtwalcker zählte zu der damals in Hamburg aufkommenden neupietistischen Bewegung. Sie war jedoch zu diesem Zeitpunkt noch nicht stark genug, um bereits maßgeblich auf Entscheidungen in der Stadt einwirken zu können. So stand am Ende der Debatte 1829 ein weiteres Mal der Verlust einer alten Kirche. Immerhin, die Unschuld des Abreißens war verloren gegangen. Mancher in Hamburg mochte angesichts der Abräumaktionen jetzt ähnlich bitter empfinden wie Carl Friedrich Rumohr, der in einer 1834 in Altona erschienenen kunsthistorischen Schrift zu Protokoll gab, daß *unproduktiven Zeiten nichts zu tun übrig ist, als dieses leidige Zerstören*.⁸³

1842 stellten die Verheerungen des Großen Hamburger Brandes die Stadt erneut vor das Problem des Umgangs mit historischer Kirchensubstanz. Zum exemplarischen Fall wurde die Diskussion um den Turm von St. Nikolai. Das Kirchenschiff war so weitgehend niedergebrannt, dass nur ein Neubau an gleicher oder anderer Stelle in Betracht kam. Weniger ruiniert war der Turm; sein von Peter Marquard geschaffener schöner Barockhelm war zwar zerstört, aber in seinen Grundfesten war der Turmbau unerschüttert. So tauchte die Frage seiner Restaurierung, unabhängig vom Standort des kirchlichen Neubaus, auf. Man bat Gottfried Semper, den Hamburg eng verbundenen großen Architekten in Dresden, um eine Stel-

⁸² [Martin Hieronymus Hudtwalcker], Also wäre es besser, die Johanniskirche in Hamburg abzubrechen? Erörtert in einem Schreiben von Y. an Z. Herausgegeben von X. Hamburg 1825, S. 29.

⁸³ Carl Friedrich Rumohr, Überblick der Kunstgeschichte des transalpingischen Sachsens. In: ASKGS 2. 1834, S. 6.

lungnahme. In einem Vorausschreiben zu seinem Gutachten notiert Semper umgehend am 30. Dezember 1842:

*Das Abtragen des Turmes wäre an sich selbst eine eben so verkehrte als kostspielige Maßregel. Selbst wenn die Kirche wo anders hin verlegt werden müßte, dürfte man, meiner Ansicht nach, das Abtragen dieses Denkmals nur als Sacrilegium betrachten. Überdies sind Türme die schönsten Zierden einer Stadt. Beweis die alten Städte Italiens und Deutschlands, deren Vorsteher sich wohl hüten, diese uralten Wahrzeichen einzureißen, selbst wo sie durch Veränderungen in der Umgebung den Zusammenhang mit letzterer verloren haben.*⁸⁴

Hamburg war damit zum ersten Mal mit der Idee konfrontiert, ein Zeugnis kirchlicher Vergangenheit ausschließlich aus Gründen der Stadtgestalt zum Denkmal zu erheben. Im Gutachten selbst, datiert vom 10. Januar 1843, bekräftigt Semper, eine Abrissmaßnahme *würde unfehlbar von der nächsten Zukunft verdammt werden, ja vielleicht schon von der Mehrzahl der Jetztlebenden – sicher ist wenigstens der kunstliebende Teil des Publikums dagegen. Sie würde in Kurzem ebenso beurteilt werden, wie jetzt das Niederreißen des alten Doms.*⁸⁵ Wie man sieht, der einstige Domabriss ist zum Menetekel geworden. Vor solchem Erinnerungshorizont schließt Semper mit dem Appell: *Durch unseliges Nivellieren und Verachten der historischen Überlieferungen haben die letzten Jahrzehnte genug gesündigt – überlassen wir künftig den Unglücksfällen und der Alles zerstörenden Zeit das Amt der Vernichtung. Greifen wir ihr weder vor, noch suchen wir einen barbarischen Genuß darin, das Wenige, was die große Weltzerstörerin noch stehen ließ, mit Hacken, Hammer und Spaten hinterher vollends zu vernichten.*⁸⁶

Semper hatte sein Gutachten auf Bitten von Freunden erstattet, die sich in Hamburg für den Erhalt des Nikolaiturms engagierten. Doch alle Bemühung war vergebens. Es behielten schließlich diejenigen die Oberhand, die entschlossen waren, den alten Turm im Interesse einer neuen Gesamtlösung zu opfern. Überraschend genug: Der nach langen Debatten errichtete Nachfolgebau überbot an demonstrativer „Historizität“ alle alten Kirchen Hamburgs. Die von George Gilbert Scott entworfene neugotische Nikolai-

⁸⁴ Bernd Franck, Die Nikolaikirche nach dem Hamburger Großen Brand. Gottfried Semper und die Entwurfsgeschichte für den Hopfenmarkt mit dem Kirchenbau 1842–1845. Hamburg 1989, S. 238. – Vgl. H. Hipp, Frühgeschichte (Anm. 81), S. 280.

⁸⁵ B. Franck, Nikolaikirche (Anm. 84), S. 243.

⁸⁶ Ebd., S. 244.

kirche, propagiert als „Dom“, verdankte ihre Realisierung der gegenüber 1825 deutlich erstarkten pietistischen Erweckungsbewegung. Paradoxes Ergebnis: Die Stadt erhielt einen Ersatzdom, der „gotischer“ war als der 1805/06 abgerissene mittelalterliche Dom.⁸⁷

Der Neubau des Johanneums auf dem Domplatz

Wir haben vorgegriffen, kehren wir zurück zum Ausgangsort unserer Geschichte. Jahrzehntlang lag das ehemalige Domgelände mitten in der Stadt brach, diente allenfalls als Übungsplatz für das Bürgermilitär. Mal fehlte es an Geld, mal an Konsens für ein neues städtebauliches Konzept. In einer Stadtrepublik mit vielen beteiligten Gremien brauchen tragfähige Entscheidungen Zeit. Am Ende konnte sich das Ergebnis sehen lassen. Am 1. Dezember 1836 beschloß der Rat, auf dem Domplatz ein gemeinsames Gebäude für das Johanneum wie für die Stadtbibliothek zu errichten. Keine vier Jahre später wurde der in klassizistischen Formen sich präsentierende Bau am 5. Mai 1840 eingeweiht.

Natürlich waren damit die zurückliegenden Jahrhunderte nicht abgeschüttelt. Fragen wir nach, wie sich Vergangenheit und Gegenwart zueinander verhielten, wie die Erinnerung an den Dom die Entstehung des neuen Bildungsbaues begleitete. Der Rektor des Johanneums Johannes Gurlitt war 1817 der erste, der den Domplatz als Ort für einen Neubau seiner Schule öffentlich ins Gespräch brachte.⁸⁸ Obwohl Anlass genug war, dem Vorschlag einen ortsgeschichtlichen Hintergrund zu geben, ignorierte Gurlitt die Domvergangenheit. Er war bekannt dafür, dass er nichts von den nostalgischen Gefühlen hielt, die in den Jahren nach den Befreiungskriegen umgingen. Und so war denn für ihn das Domterrain nichts anderes als ein geeigneter Bauplatz.

Erst der um eine Generation jüngere Karl Sieveking führte 1826 das Vergangenheitsargument in die Schulstandortdebatte ein. Er habe, so zitiert

⁸⁷ Hermann Hipp, Einen Dom müßt ihr begründen ... Protestantischer Kirchenbau des 19. Jahrhunderts in Hamburg. In: Orientierung. Berichte und Analysen aus der Arbeit der Evangelischen Akademie Nordelbien 1980. 2, S. 41–64.

⁸⁸ Edmund Kelter, Hamburg und sein Johanneum im Wandel der Jahrhunderte 1329–1929. Ein Beitrag zur Geschichte unserer Vaterstadt. Hamburg 1928, S. 134.

Edmund Kelter den Senatssyndikus, den vorgeschlagenen Domplatz für besonders glücklich gehalten, da er als eine heilige Stätte von uralter Zeit herkomme.⁸⁹

Der dem Bauprojekt grundsätzlich zugeneigte Senat schob die Realisierung aus finanziellen Gründen zunächst auf. Doch das Vorhaben blieb in der öffentlichen Diskussion. Und immer wieder rekurrierte man dabei in unterschiedlicher Deutung auf den Dom. 1831 entwarf Senator Heinrich Kellinghusen vor der Erbgessesenen Bürgerschaft ein Gemälde von der zukünftigen Bestimmung des Domplatzes. Wie einst von der Kathedrale aus wissenschaftliche Bildung zugleich mit dem Christentum verbreitet worden sei, so erhoffe er sich von den neu zu errichtenden Bildungsstätten, dass sie zur Vollendung der Wissenschaften beitragen. In Anspielung auf die Wunde des Domabrisses schloß der Senator: *Dann werden wir ohne schmerzliche Rückerinnerung den Platz betreten, welcher für die Geschichte der Menschheit eine hohe Wichtigkeit hat, wie öde er sich jetzt auch unserm Blicke darstellt.*⁹⁰

Selbst ein in der Tradition der Aufklärung stehender Mann wie der Schriftsteller und Geschichtsschreiber Leonhard Wächter beschwor damals im Blick auf den geplanten säkularen Neubau die Erinnerung an die ehrwürdige Kirche. Anders als sein älterer Freund Jonas Ludwig von Heß, für den der einstige Bischofssitz eine Stätte klerikaler Herrschaft gewesen war, feierte Wächter den Dom als einen Ort, an dem die Gesittung der Freiheit über rohes Heidentum gesiegt habe. Aus solchem Verständnis der Domvergangenheit leitete er den Wunsch ab, im Giebelfeld des Neubaus die überkommene LIBERTAS-Losung der Stadt anzubringen. Als der Senat 1836 endgültig über das Bauvorhaben beschloß, brachte Wächter seinen Wunsch noch einmal öffentlich in Erinnerung, doch in der Stadt übergang man die von verdächtigem vormärzlichen Freiheitspathos zeugende Anregung.⁹¹

⁸⁹ Edmund Kelter, Vom St. Johanniskloster am Plan zum Johanneum am Speersort. Das Johanneum 14, H. 51, 1. Febr. 1941, S. 113.

⁹⁰ C. August Schröder, Heinrich Kellinghusen, J. U. D. Hamburgs letzter Bürgermeister nach alter Ordnung. Hamburg 1896, S. 26.

⁹¹ Leonhard Wächter's Historischer Nachlaß. Hg. von C. F. Wurm. Bd. 2, Hamburg 1839, S. XLIV und S. 104–107.

Inzwischen stellte sich die Frage, ob man den Umzug der Gelehrten-
schule aus dem hinfalligen Gemäuer des Johannisklosters in den Neubau
zum Anlass nehmen sollte, der Schule einen Namen zu geben, der der ver-
änderten Situation Rechnung trug. Es hat sich eine Aufzeichnung des am
Johanneum lehrenden Altphilologen Johannes Classen aus dem Jahre 1839
erhalten, in der als mögliche Benennungen „Marianum“ und „Domschule“
erörtert werden. Der an dem tradierten Namen „Johanneum“ festhaltende
Autor widerspricht besonders nachdrücklich dem an das Marienpatrozini-
um des Doms anknüpfenden Vorschlag „Marianum“. Unter Bezug auf die
reformatorische Umwandlung des Johannisklosters in eine Gelehrten-
schule heißt es in der Argumentation des Gymnasialprofessors: *Die Benennung
Marianum würde einen Schein von unverdienter Ehre auf den Dom werfen, des-
sen reiche Güter wohl leider nicht eine so heilsame Verwendung erfahren haben.*⁹²
Im kaufmännisch denkenden Hamburg überzeugte diese Begründung – und
so behielt die Gelehrten-
schule auch am neuen Standort ihren alten Namen.

Bei der Einweihung selbst unterließ keiner der zahlreichen Redner, Ver-
gangenheit und Gegenwart miteinander zu versöhnen. Sie alle waren be-
müht, den Segen von Bildung und Wissenschaft eng mit dem christlichen
Heil zu verknüpfen. Soweit dabei das Vermächtnis des Doms angespro-
chen wurde, geschah dies freilich in einer eigentümlich protestantischen In-
terpretation. Hauptpastor Rambach wünschte in seiner Ansprache dem Jo-
hanneum, es möge darin der Geist des Domgründers Ansgar weiterwirken,
*wenn gleich nicht in der äußeren Gestaltung, in welcher er unter den Einflüssen
eines durch manchen Irrtum getrübbten Zeitgeistes bei ihm hervortrat, aber wohl
nach dem inneren Kern und Gehalt.*⁹³ Als Traditionsfigur war Ansgar in Ham-
burg erst akzeptabel, nachdem er seiner Katholizität entkleidet und gleich-
sam zum Lutheraner „umgetauft“ war. Insgesamt stellte sich die Eröffnung
als ein Fest des Kulturprotestantismus dar. Triumphierend heißt es am
Schluss der Veranstaltung: *Sie stehen nun da die prachtvollen Gebäude als schö-
ne Tempel der Cultur des neunzehnten Jahrhunderts.*⁹⁴

⁹² StA Hbg, 111-1 Senat Gl. VII Lit. He Nr. 1 Vol. 37 Fasc. 3.

⁹³ Reden, welche bey der Einweihungs-Feyer der neu errichteten Gymnasial-, Schul- und Bi-
bliothek-Gebäude in der freyen Stadt Hamburg am 5. und 7. May 1840 gehalten worden sind.
Hamburg 1840, S. 42.

⁹⁴ Ebd., S. 96.

Der unsichtbare Dom

Die Imagination des Doms hat im Augenblick seines Untergangs begonnen. Wir erinnern uns, dass des Domherrn Meyer „Blick auf die Domkirche in Hamburg“, die erste Publikation über das Bauwerk überhaupt, im selben Jahr erschien, in dem der Abriss beschlossen wurde. Wir erinnern uns an Ferdinand Beneke, der angesichts der Ausräumung der Kirche 1805 in seinem Tagebuch notierte, dass der Dom *mir heute in seinem Notstand zum ersten Mal recht interessant vorkam*. Seit das alte Gemäuer unwiderruflich aus dem Stadtbild verschwunden war, gewann das einst ungeliebte Monument in den Augen der Hamburger erst eigentlich seine historische Dignität. Unmittelbar nach den Befreiungskriegen reihte Georg Nikolaus Bärmann den Dom bereits unter die verlorenen Altertümer ein, die in Erinnerung zu halten eine *heilige Schuld gegenüber unsern Nachkommen* ist. Eine Generation später stand für Gottfried Semper fest, dass der Domabriss ein unverzeihlicher Sündenfall in der Geschichte Hamburgs war.

Mit der Neubebauung des Domplatzes durch Bildungsbauten und der Konzipierung eines neuen Doms in Gestalt der Nikolaikirche hatte der „unsichtbare Dom“ seine nachwirkende Faszination durchaus nicht eingebüßt. Im Gegenteil, je ferner der Dom rückte, desto wunderbarer erschien er den Nachlebenden. 1844, als George Gilbert Scott seine ersten Pläne für die neugotische Nikolaikirche vorlegte, erschien eine Geschichte Hamburgs, in der der einstige Dom gepriesen wurde als eines der *großartigsten und prachtvollsten Werke architektonischer Schöpfungen des Altertums, welches sich bis in dieses Jahrhundert erhalten und die Beschauer zur Bewunderung hingerrissen hat, – dann aber dem Geiste des Fortschritts fallen musste*.⁹⁵ Kein Wort davon, dass der Dom längst vor seinem Ende zum verachteten Aschenputtel der Stadt geworden war, kein Wort auch über die Gründe des Abrisses, außer der Floskel vom *Geiste des Fortschritts*.

Auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde man nicht müde, des versunkenen Doms zu gedenken. Der bekannteste unter seinen Laudatoren war Alfred Lichtwark. Als er 1897 für das gebildete Publikum in Deutschland ein Porträt Hamburgs entwarf, war ihm der seit fast hundert Jahren nicht mehr existierende Dom einen zu höchsten Tönen greifen-

⁹⁵ Carl Friedrich von Birkenfeld, Allgemeine Chronik oder Geschichte der Freien und Hansestadt Hamburg von ihrem Ursprünge bis auf die neueste Zeit. 1. Teil. Hamburg 1844, S. 88.

den Exkurs wert. In Erinnerung an den frühmittelalterlichen Bischofssitz spricht er vom Domplatz als einer ehrwürdigen Stätte, *aus der ein kühner Traum einmal das Zentrum eines nordischen Rom hatte schaffen wollen*.⁹⁶ Einige Jahre später läßt Lichtwark sich in der Kopenhagener königlichen Bibliothek eine Bibelhandschrift aus dem 13. Jahrhundert vorlegen, die sich einst in der Dombibliothek in Hamburg befand. Seine Bewunderung schlägt in Zorn um, sobald er auf die Verschleuderung so unschätzbaren Besitzes durch die Vorväter zu sprechen kommt: *Und die Stimmung einer einzigen Generation, die die Fühlung mit der Vergangenheit verloren hatte, die alles neu anfangen wollte, der das lebendige Gefühl der Überlieferung abhanden gekommen war, genügte, um es uns zu entreißen*.⁹⁷ Es war nicht das letzte Mal, dass Lichtwark den Schmerz über Hamburgs Kulturverlust in bittere Anklage verwandelte. Kurz vor seinem Tod konstatierte er resigniert: *... und noch immer ist jeder Neubau ein Schlag ins Gesicht der Stadt*.⁹⁸

Wollte man Lichtwark glauben, so verhallt solche Kritik in der *Freien und Abrissstadt Hamburg* folgenlos. Doch trifft diese Einschätzung wirklich so uneingeschränkt zu? Gewiss, in einer pulsierenden Handelsstadt mit hohen Grundstückspreisen haben alte Gebäude einen schweren Stand. Nur arm gewordene Städte sind reich an historischer Bausubstanz. Vor solchem Hintergrund ist eher überraschend, dass das erneuerungsfreudige Hamburg eine „konservative“ Silhouette aufweist. Nach wie vor bilden Kirchtürme die Stadtkrone. Solche in einer modernen Großstadt auffällige Figuration ist kein Zufall.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts herrschte in der Hansestadt Konsens darüber, dass der Domabriss als Versündigung am Traditionsgut Hamburgs zu werten sei. Je mehr die einstigen komplexen Entscheidungsgründe in Vergessenheit gerieten, um so eindeutiger fiel die nachträgliche Verurteilung aus. Der Dom wurde dem städtebaulichen Gewissen zum Stachel. Als ein erster Schuldabtrag kann der Turm des 1897 eingeweihten neuen Rathauses gelten. Er nahm in der Silhouette der Stadt nun jenen Platz ein, der früher der Spitze des Doms neben den Türmen der fünf Hauptkirchen zugekommen war.

⁹⁶ Alfred Lichtwark, Hamburg-Niedersachsen. Dresden 1897, S. 27.

⁹⁷ Alfred Lichtwark, Eine Sommerfahrt auf der Yacht Hamburg. Hamburg 1904, S. 73.

⁹⁸ Zitiert nach Eckart Kleßmann, Geschichte der Stadt Hamburg. Hamburg 1981, S. 522.

Wichtiger noch war, dass die Erinnerung an den Dom das Bewusstsein für die Bedeutung der Stadtkrone im Ganzen geschärft hatte. Die so erreichte Sensibilisierung der Öffentlichkeit wirkte bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts nach. Die vom Krieg zerstörten Innenstadtkirchtürme wurden sorgsam wiederhergestellt. Während andere Metropolen seit den 60er Jahren ihren Ehrgeiz in eine von Hochhäusern bestimmte Skyline setzten, hielt man in Hamburg daran fest, den horizontbeherrschenden Türmen der Hauptkirchen und des Rathauses keine Konkurrenz zu machen. Einzige Ausnahme bildet das Unilever-Hochhaus. Zwar wirkt die Fassade wie eine entmaterialisierte Membran, deren heller Ton sich nur wenig vom Hamburger Himmel abhebt, gleichwohl ist die Stadtkonographie gestört und es ist zu hoffen, dass sich eine ähnliche Abweichung nicht wiederholt.

Auf zwiespältige Weise begegnet man dem unsichtbar gegenwärtigen Dom am Speersort. Wo einmal das Johanneum und vor ihm der mittelalterliche Kirchenbau standen, gähnt heute die Öde eines Parkplatzes. Wer darin nichts als stadtgeschichtliche Ignoranz sieht, verkennt die Lage. Das im Zweiten Weltkrieg in ein Ruinenfeld verwandelte Terrain wäre längst wieder bebaut, gäbe es nicht die Erinnerung an den Dom. Es bestand von Anfang an Einigkeit, dass dies kein Ort für ein beliebiges Investorenobjekt sei. An Anläufen zu einer angemessenen Gestaltung hat es nicht gefehlt – sie sind aus unterschiedlichen Gründen gescheitert. Dass es vorerst bei einer provisorischen Nutzung als Parkplatz geblieben ist, möchte man bei wohlwollender Betrachtung dem Interesse der Stadt zuschreiben, den Domplatz offen zu halten, bis eine überzeugende Lösung gefunden ist.

Ein Letztes: Lange Zeit war das Bild des Doms mit einem Vorbehalt behaftet. Auch wenn der Bau in den letzten zwei Jahrhunderten seiner Existenz als protestantische Predigtstätte gedient hatte, hing ihm mehr als allen anderen Kirchen der Ruch mittelalterlich-klerikaler Herkunft nach. So kam es, dass man im lutherischen Hamburg des Doms zwar als Kernzelle und Wahrzeichen der Stadt gedachte, gegenüber den spezifisch „katholischen“ Implikationen seiner Vergangenheit aber auf Distanz blieb. Erst als man sich 1965 in Hamburg erinnerte, dass vor 1100 Jahren am 3. Februar 865 der Domgründer Bischof Ansgar gestorben war, kam es zu einem konfessionellen Brückenschlag. An eben diesem Gedenktag fand in der dem Domplatz gegenübergelegenen St. Petrikirche eine ökumenische St. Ansgar-Vesper statt. An dem Gottesdienst waren ein protestantischer, ein katholischer und ein orthodoxer Geistlicher beteiligt. Seither wird diese ökumenische Feier

in jedem Jahr am 3. Februar in der St. Petrikirche begangen. Die Veranstalter sehen darin nicht zuletzt einen Versuch, die Vergangenheit des Doms anzunehmen.

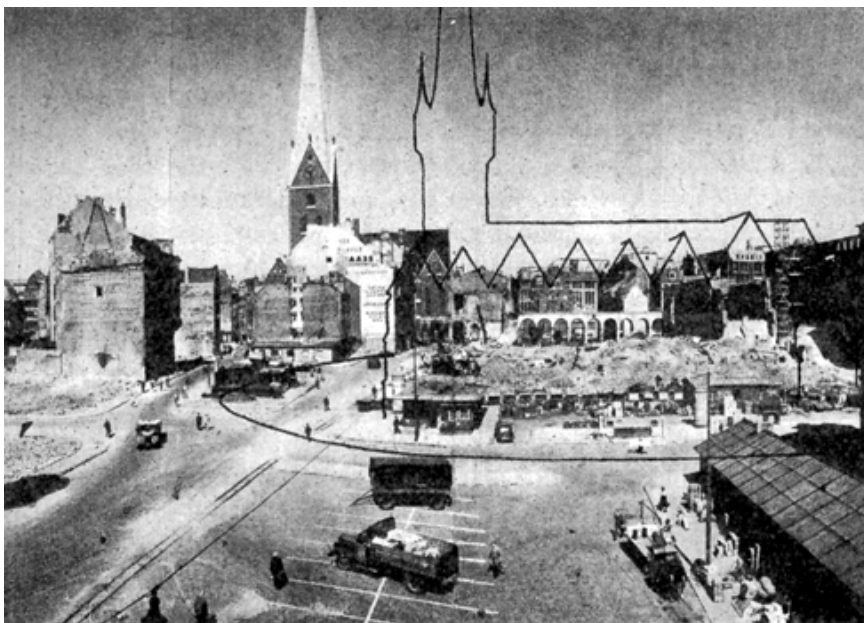


Abb. 1: Umriss des Doms (Fotomontage 1947)

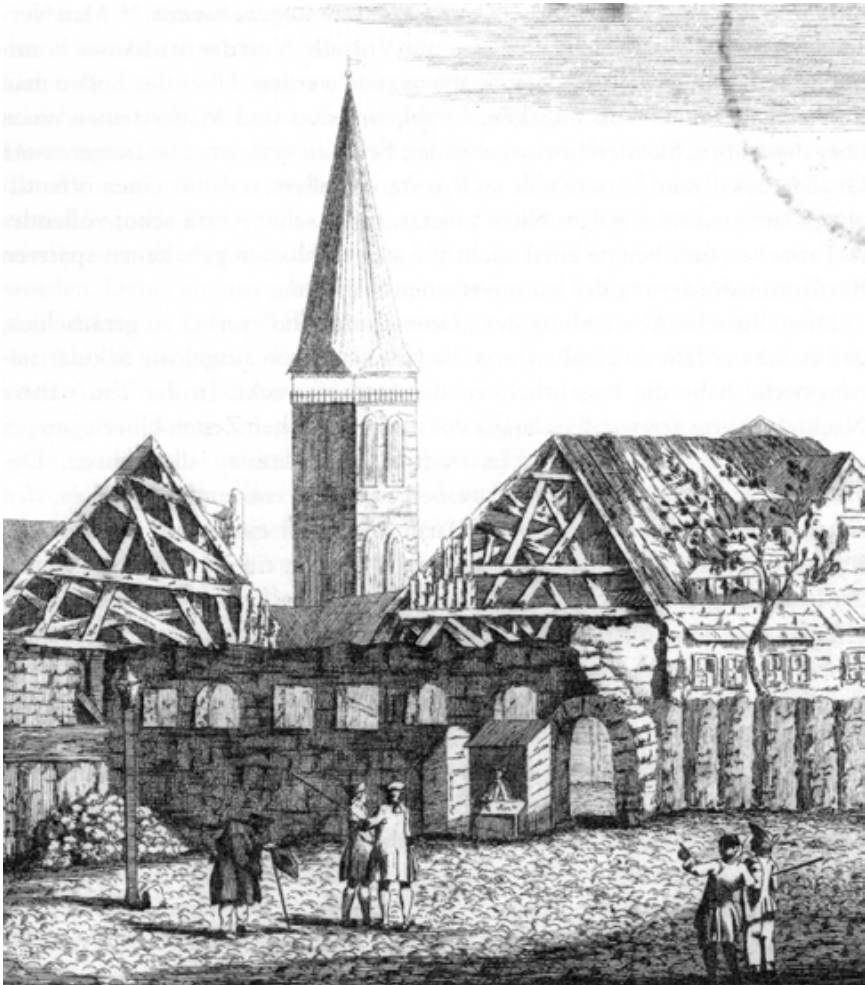


Abb. 2: Häuserverfall auf dem Domgelände. Im Vordergrund debattierende Passanten und ein Bettler (Stich, 1782)

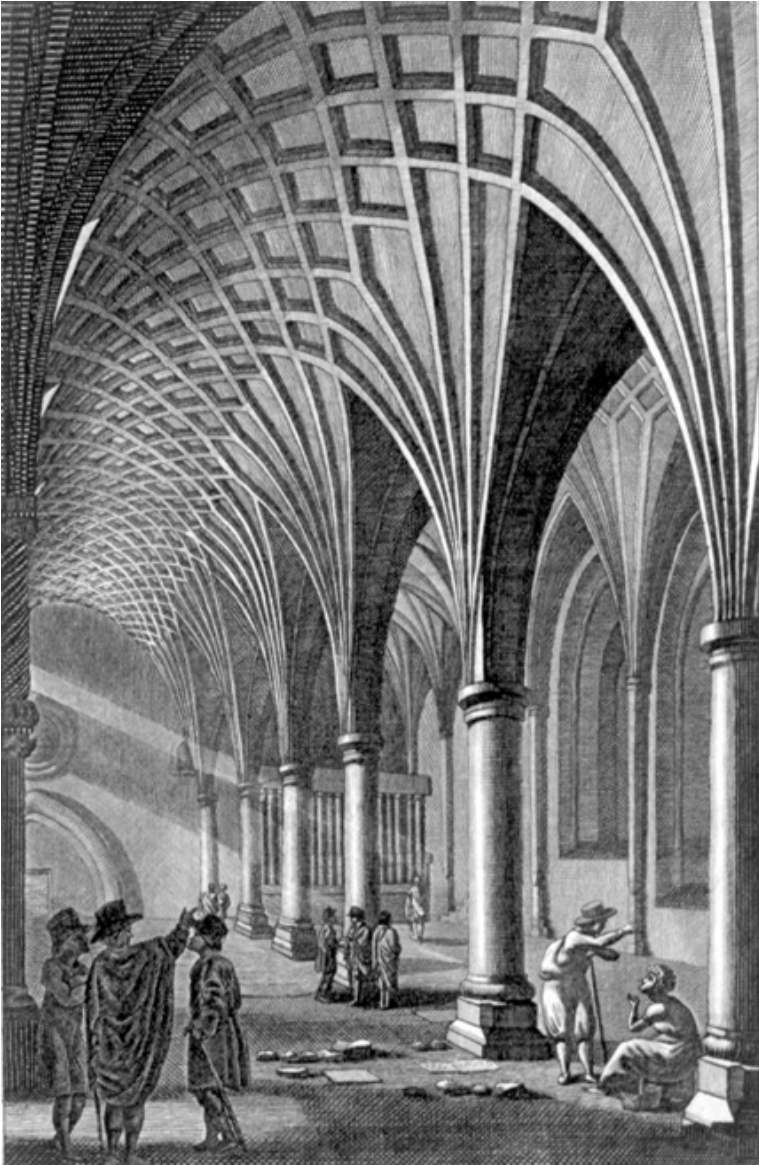


Abb. 3: Innenhalle des „Schappendoms“ (Stich von F. A. Brückner, 1804)



Abb. 4: Domabriss (Stich nach Zeichnung von Abbé Laud, 1806)

Abb. 5–16: „Monatsbilder“ vom Abriss des Doms (Radierungen von Jess Bundsen, 1806)



Abb. 5: Januar 1806



Abb. 6: Februar 1806



Abb. 7: März 1806



Abb. 8: April 1806



Abb. 9: Mai 1806



Abb. 10: Juni 1806



Abb. 11: Juli 1806



Abb. 12: August 1806



Abb. 13: September 1806



Abb. 14: Oktober 1806



Abb. 15: November 1806



Abb. 16: Dezember 1806

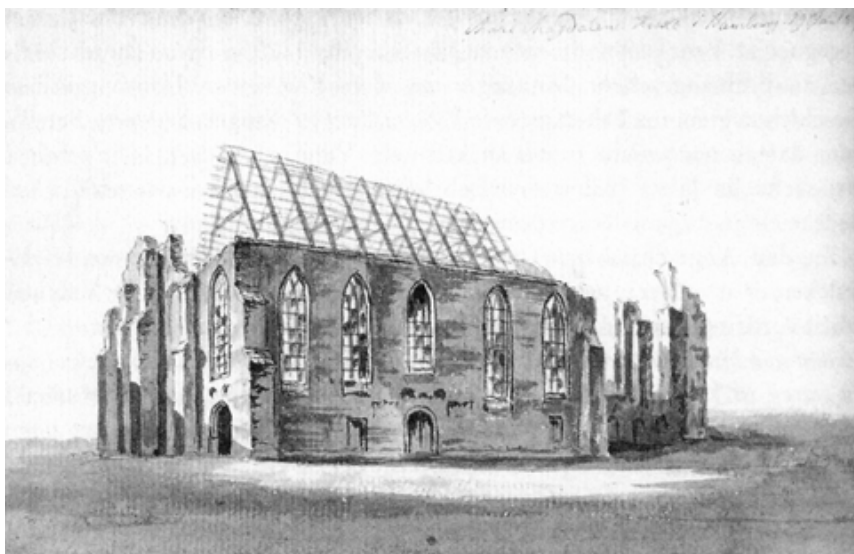


Abb. 17: Abriss der Maria-Magdalenenkirche (Tuschezeichnung von Jess Bundsen, 1807)

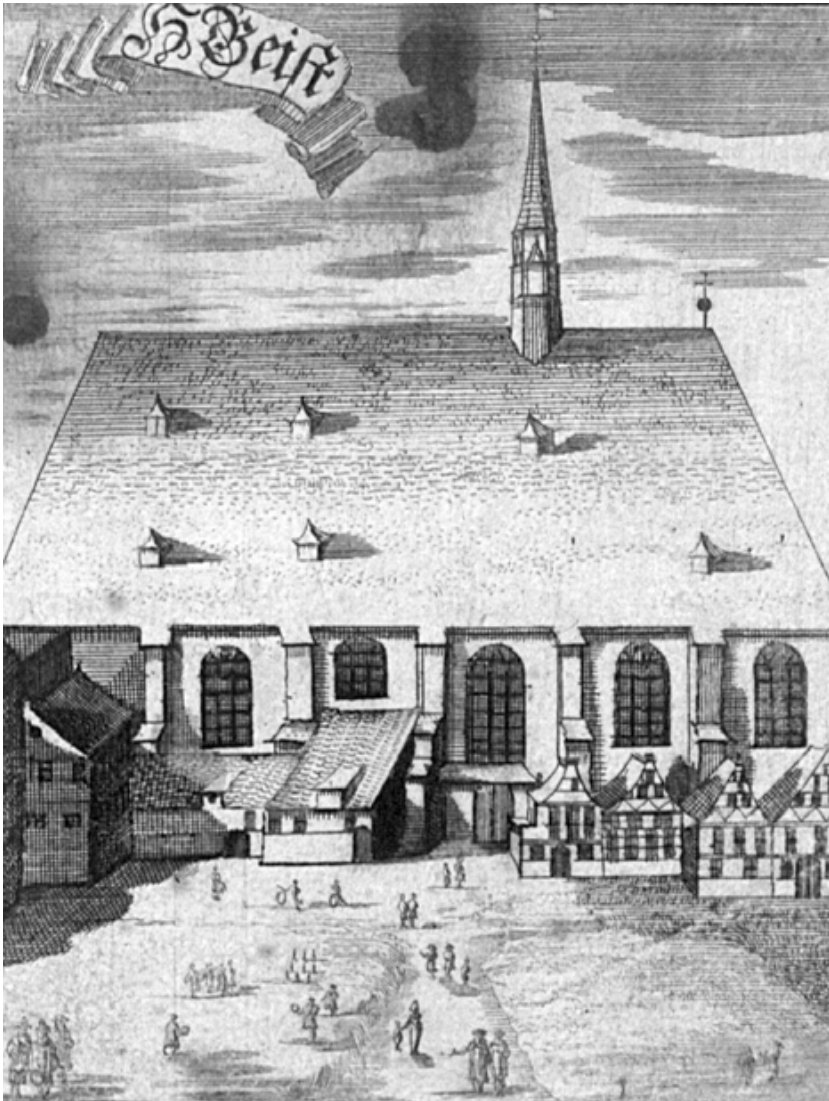


Abb. 18: Heiliggeistkirche (Stich von F. Ladomin, 1690)

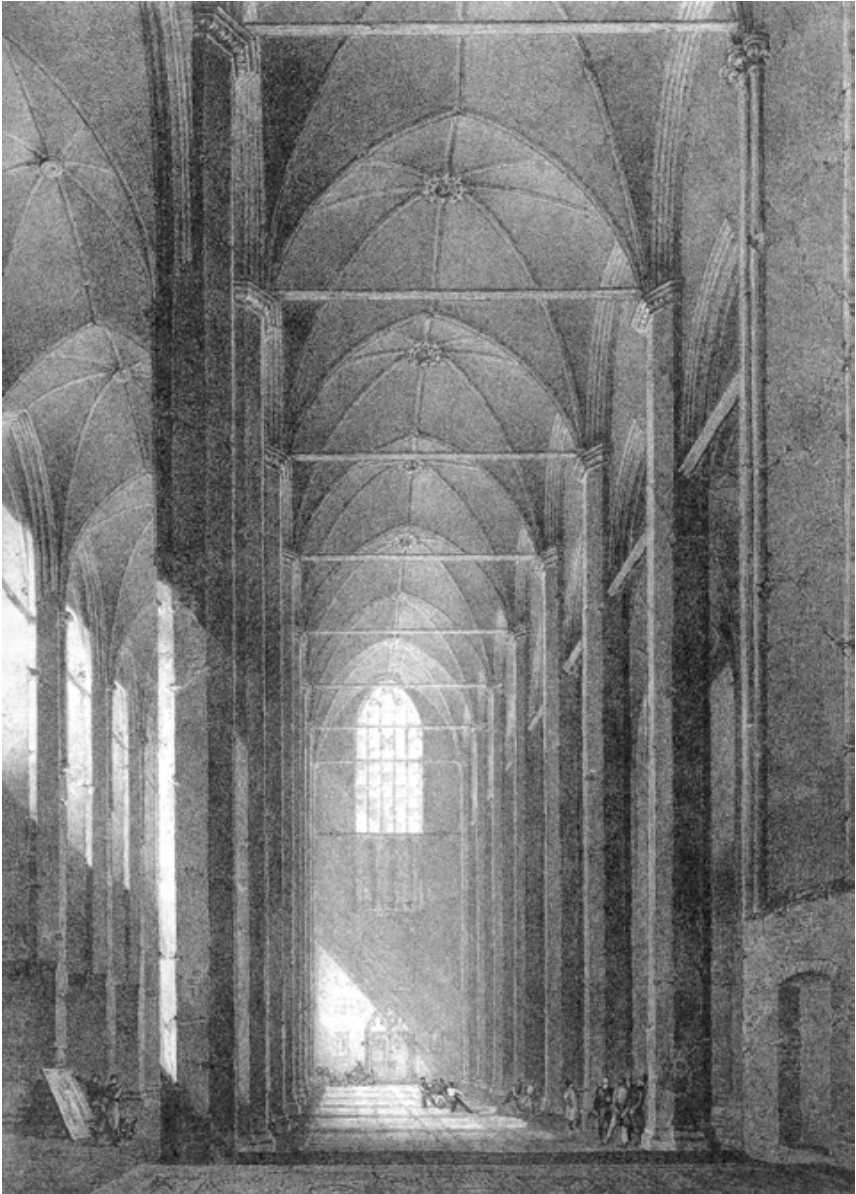


Abb. 19: Mittelschiff der Kirche St. Johannis (Lithographie, 1829)

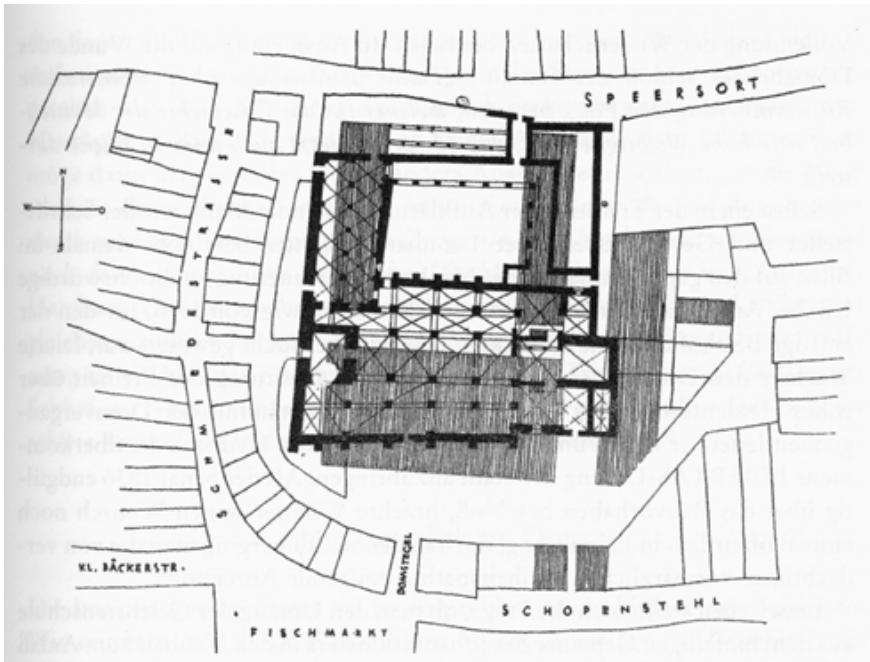


Abb. 20: Lageplan des ehemaligen Dombezirks. In Schraffur die Bildungsgebäude von 1840

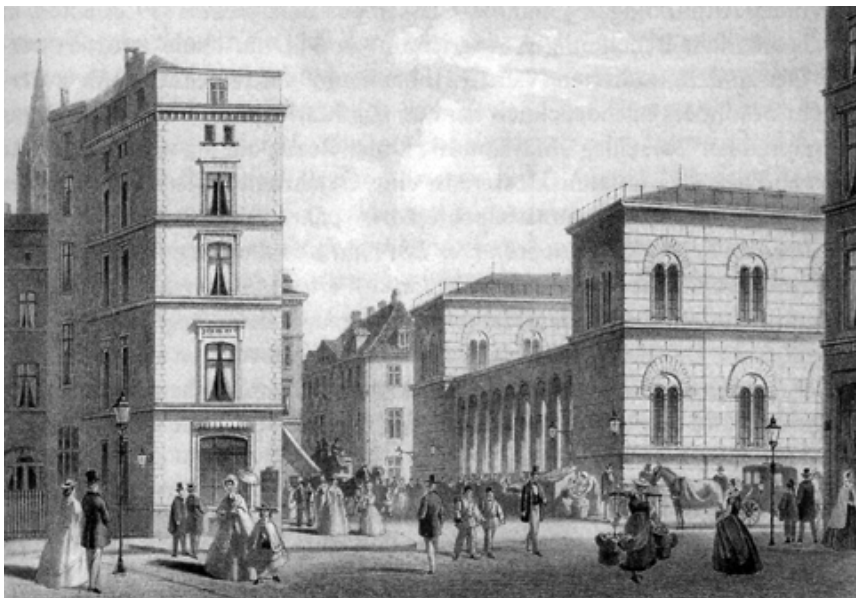


Abb. 21: Eingang des Johanneums am Speersort (Lithographie, o. J.)